

N°85 Sommer 2022
Euro 8,-

Streifzüge

wertlos · unsachlich · jenseits



Werte

INHALTSVERZEICHNIS	
PETRA ZIEGLER 3	Umweg als Irrweg
FRANZ SCHANDL 5	Wert und Werte
EMMERICH NYIKOS 9	Ware ohne Wert
KARL REITTER 13	Tauschwert und Gebrauchswert als soziales Verhältnis
STEFAN MERETZ 16	Sortierungen zum Wert
MARIA WÖFLINGSEDER 18	Günther Anders
HERMANN ENGSTER 19	Poesie als Tauschwert
PETER KLEIN 25	Die neue Rücksichtslosigkeit (IV)
FRANZ SCHANDL 34	Eingesessen und Ausgesessen
FRANZ NAHRADA 40	Schluss mit der Geopolitik
LORENZ GLATZ 48	Eine neue Epoche?!

Da wir gegen Wert und Werte sind, sind wir selbstverständlich auch nicht für die Wertegemeinschaft. Wir halten sie vielmehr für das Grundübel auf diesem Planeten. Insbesondere die westliche Welt, die sich neuerdings in besonders kriegslüsterner Weise hervortut. Ohne auch nur in Ansätzen zu realisieren, dass sie nicht mehr hinkriegt als einen Super-Putin. Nun sollen die schnellen Eingreiftruppen und die Militäretats kräftig ausgebaut werden. Denn sonst kommt der Russe ...

Ein Grundirrtum westlicher Allmacht besteht übrigens darin, zu meinen, ihr Standpunkt sei der einzig wahre, erlaubte und tolerierbare. In Europa glauben gar viele, „die meisten Länder stünden im Krieg aufseiten der Ukraine. Doch die Wahrheit sieht ganz anders aus: Die antiwestliche Allianz wird immer mächtiger, politisch und wirtschaftlich – und sie erstreckt sich über die ganze Welt“, schreibt sogar Springers *Die Welt*. Das ist auch nicht besonders anheimelnd, nur sind wir dazu angehalten, es nicht einmal mitzubekommen. Die transatlantisch Mächtigen irrlichtern von Brüssel bis Elmau. Sie sind arrogant, ignorant und oben drein recht hilflos. Mehr als Sanktionen, die vor allem den eigenen Bevölkerungen schaden, haben sie bisher nicht zuwege gebracht. Die aber wirken: „Russia is winning the economic war“, so der britische *Guardian*.

Teile der Linken erleben soeben ihr 1914, flüchten Richtung freedom and democracy und lösen sich auf in einem neuen Bellizismus, der da die „Lumpenpazifisten“ auf allen Fronten bekämpfen will. Tatsächlich scheint es heute wieder so, „dass wenige Trottel einen Weltkrieg hervorrufen können, wie sich 1914 und 1939 gezeigt hat“ (Erwin Chargaff).

Franz Schandl

Vorschau

Streifzüge 86 · Sorgen

Streifzüge 87 · André Gorz

Petra Ziegler

Umweg als Irrweg



Der Kontrast könnte nicht größer sein: Anstatt unser Potential zu verwirklichen, schlagen sich die Menschen um die mickrigen Reste, die bei der Produktion abstrakten Reichtums für sie abfallen.

Abstrakter Reichtum? Was meint das? Die bunte Warenwelt um uns herum, die Gewinne der Konzerne, die Milliarden in den Händen einiger weniger? – Das mag alles übel verteilt sein, aber es ist doch sehr konkret. Erst recht, die Schattenseite. Unzählige leiden am Mangel, kaum reicht es zum Überleben, der Druck auf die Mehrheit steigt spürbar. Alles schmerzhaft wirklich. Aber nicht von stofflichen Dingen ist hier die Rede, ob nun von Weizen, Mobiltelefonen, High-Tech-Waffensystemen, Werkzeug, von irgendeiner Nascherei, oder dem Reichtum an Fähigkeiten und Talenten. Abstrakter Reichtum bleibt gleichgültig gegenüber irgendeinem konkreten Inhalt. Abstrakter Reichtum – das meint Reichtum in seiner spezifisch kapitalistischen Form. Oberflächlich betrachtet: Geld. Im Grunde: *Wert*.

Ganz nebenbei betreiben wir tagtäglich sein Geschäft. Der Wert, wiewohl nur durch einen gesellschaftlichen Gewohnheitsakt hervorgebracht, scheint den Waren innezuwohnen als wäre er ihre Eigenschaft. Eine gleichsam übernatürliche Eigenschaft. Ein Trugbild und doch nichts weniger als eine einfache Täuschung. Der im fortwährenden Tausch unserer Arbeitsprodukte befreite, praktisch verselbständigte Wert steht uns in Form von Geld und Kapital als eine höchst reale *sachliche* Macht gegenüber. Seine Logik wird durch unser Handeln hindurch wirksam. Wir reproduzieren sie in den Beiläufigkeiten des Alltags, unabhängig vom Bewusstsein und den Absichten der Einzelnen. Frei gesetzt in der Konkurrenz zwingt uns der Wert seine Ge-

setze auf, macht was seiner „Natur“ entspricht – ökonomisches Wachstum und betriebswirtschaftliche Effizienz etwa – zur äußeren Notwendigkeit für die Menschen. Was uns zur kaum hinterfragten Selbstverständlichkeit geworden ist, unsere Existenz als Kauf- und Verkaufssubjekt, als ebenso besitzergreifendes wie verlustängstliches ewiges Mangelwesen schuldet sich seiner Regentschaft.

Ausgedacht hat sich das so niemand. Mit der Gleichsetzung und im Austausch unserer individuellen Arbeitsprodukte schaffen wir spontan, ohne Absicht oder Plan – sozusagen hinterrücks – die grundlegenden Struktur- und Bewegungsmuster unserer Gesellschaft. Es sind unsere eigenen wechselseitigen (Produktions-)Beziehungen, die uns in verselbständigter Gestalt konfrontieren. In unserem täglichen Tun, als Eigentümer von Produktionsmitteln und/oder Arbeitskraft, *handeln* wir uns eine im Wortsinn eigenwillige Form „sachlicher Abhängigkeit“ jenseits persönlicher Abhängigkeitsverhältnisse und handgreiflich ausgeübter Herrschaft ein. Mit eigenen Gesetzmäßigkeiten, die zu keinem Zeitpunkt zur Verhandlung standen oder bewusst in Kraft gesetzt wurden. Als blindes Resultat unserer Handlungen bleiben ihre Regeln wirksam, solange wir an dieser Praxis festhalten. Unsere Realität ist die Konsequenz einer blinden Dynamik, die in ihrer Rasanz noch laufend zunimmt.

Unter der Oberfläche fallen mit steigender Produktivität der Arbeit stofflicher und wertförmiger Reichtum zunehmend auseinander. Verringert sich der gesellschaftlich notwendige Arbeitsaufwand, bleibt das nicht ohne Folgen für die pro stofflicher Einheit „produzierte“ Wertmasse. Der Wert der Waren steht also in umgekehrtem Verhältnis zur

Arbeitsproduktivität. Je weniger Arbeitszeit auf die Fertigung einer einzelnen Ware aufgewendet wird, desto weniger Wert „steckt“ im einzelnen Produkt. Schon um die potentielle Umverteilungsmasse nicht schrumpfen zu lassen, müssen Output und (Ressourcen-)Verbrauch permanent erhöht werden. Was folgt, sind nicht kreativer Müßiggang, weitgehend befreit von der Sorge um die materielle Existenz, sondern tendenziell immer noch mehr Maloche, Raubbau am Planeten und üble Emissionen.

Ohne Umweg

Die Entwicklung neuer Mobilitätskonzepte, lokaler Gemüseanbau, die Weitergabe von Erfahrungswissen, Stadtparkpflege, aufmerksame Zuwendung, die Erforschung von Wirkstoffen zur Malariaabkämpfung, Butterbrotstreichen, die Überwachung von Produktionsabläufen, Malen und Anstreichen, Komponieren, Erkenntnissuche in Sachen Energieeffizienz, Erkenntnissuche überhaupt, die Betreuung Kranker und Hilfebedürftiger und unendlich vieles mehr sind nicht gegeneinander verrechenbar. Sie bilden auch keine „ökonomische Sphäre“ irgendwo außerhalb des sonstigen Lebens. Sie mögen im Einzelnen unverzichtbar sein oder irgendwann überholt, gesellschaftlich umstritten oder allgemein anerkannt. Eine abstrakte Kategorie, die uns ihre Logik aufzwingt, bilden sie nicht. Eine auf stofflicher Ebene hochgradig vernetzte Produktion wie die unsrige ist in ihren Teilen, wie auch im Ganzen, immer wieder zu hinterfragen und neu auszurichten hinsichtlich Ressourcenverbrauchs, Umweltbelastung, der Anforderungen aller Involvierten. Betriebswirtschaftliche Effizienz ist dabei jedoch kein Maßstab.

Unsere Realität ist die Konsequenz einer blinden Dynamik, die in ihrer Rasanz noch laufend zunimmt.

Die Fragen, die sich stellen, liegen auf der Hand. Was brauchen wir? Wie kommen wir dazu? Und wie erfüllen wir unsere Bedürfnisse und Begehrlichkeiten – ohne die Umwelt und unsere Mitlebewesen in irreparabilem Ausmaß zu schädigen, ohne nachkommenden Generationen den Planeten ausgeplündert, kontaminiert und vermüllt zu übergeben, ohne uns einseitig zu Lasten Dritter auszuleben und ohne unser jeweiliges Gegenüber willkürlich zu Handlungen oder Unterlassungen zu nötigen?

Der Umweg über Geld und Markt schneidet uns von unseren Möglichkeiten ab und zwingt uns in einen Rationalismus, der einzig und allein der Vermehrung des Geldes um seiner selbst willen dient. Unser Leben rationell zu regeln hieße dagegen, die eigenen Lebensbedingungen bewusst und gemäß freier Übereinkunft zu gestalten, anstatt dabei von einer blinden Macht beherrscht zu werden. Bereits heute verfügen wir über eine Vielzahl von Beispielen, wie Informationsaustausch und Koordination auch innerhalb sehr großer Netzwerke gelingen (etwa aus Open Source oder Peer-Commons-Projekten), die Herausforderung liegt eher darin, das Gewohnte zu verlernen. Oder auch, künftigen Generationen verständlich zu machen, warum einstmals, unabhängig von allem, was gewünscht, möglich und machbar war, erst einmal Geld aufgestellt werden musste, bevor Bedürfnisse befriedigt werden konnten. Der unablässige Tausch von Äquivalenten dürfte dann nur noch als barbarische Vorstufe des Teilens innerhalb einer vorgeschichtlichen Sozietät bestaunt werden.

Die Koordination unserer sozialen Beziehungen und gesellschaftlichen Belange (Reproduktion, Verteilung, Ressourcenverbrauch etc.) muss bewusst, das meint direkt und nicht über den Umweg einer mit Eigenlogik behafteten abstrakten Form erfolgen. Das krampfhaftes Festhalten an der Verwerterei führt uns nur weiter in den Abgrund. Der Verkauf der eigenen Arbeitskraft muss einem Beitragen und Teilen weichen. Wert und Geld müssen verschwinden. Ersatzlos!

Eine Assoziation freier Menschen muss ohne Formprinzip und immanente Logik auskommen, will sie ihr Handeln selbstbestimmt ausrichten. Menschliches Miteinander kann keinem Masterplan folgen, es kann nur der jeweiligen Situation entsprechend gestaltet und immer wieder neu erstritten und errungen werden. In ernsthafter Auseinandersetzung, in spielerischem Umgang, nach zu vereinbarenden Regeln oder den bloßen Zufälligkeiten folgend. Wir verfügen über ausreichend geistiges, sinnliches und kreatives Vermögen. Vergeuden wir es nicht länger um aus Geld mehr Geld zu machen. Menschen mögen ebenso hemmungslos und unersättlich sein wie hingebungsvoll und fürsorglich. Kaum etwas ist da vorgegeben, die Schattierungen sind nahezu unendlich. Die Farbpalette des guten Lebens wird jedenfalls andere Töne hervorbringen als jene aus Zeiten, in denen Geld Leben frisst.

Franz Schandl

Wert und Werte

Wegweiser im wirkmächtigsten Gehege der Zeit

*„Was verrät es über eine Gesellschaft,
dass sie ausgerechnet Werte braucht?“
(Andreas Urs Sommer)*

Jede Orientierung auf die Werte ist eine Orientierung auf den Wert. Der Zusammenhang ist offensichtlich, so wenig Beachtung er auch findet. Noch weniger als in der Wirtschaft werden die gesellschaftlich allseits positiven Werte-Begriffe einer kategorialen Kritik unterzogen. Wir haben sie zu haben und haben sie zu wollen – was denn sonst? Möglicherweise lässt sich aber auch die Doppeldeutigkeit des Werts – dass etwas einen Preis haben soll und dass einem etwas teuer ist – dahingehend auflösen, dass das, was einen Preis hat, uns teuer zu sein hat und vice versa, das, was uns teuer ist, auch einen Wert erzielt. Die Parallele wäre dann eine Schaltung, wo das eine ohne das andere nicht zu denken ist.

Fetisch unser

Oder? Für Werte sind wir alle. Ihnen ist einfach nicht zu entkommen. Welche, die keine haben, sollen welche bekommen, am besten natürlich *unsere Werte*, die da zu unser aller Freude strahlen in der liberalen Demokratie, nach der nichts Besseres mehr kommen kann und die schon das Gute ist. Gott ist bereits da und da er ein universeller Gott ist, ist er auch über die ganze Menschheit zu bringen. Fetisch unser. Ohne Wert und Werte kein Visum. Um also anerkannt zu werden, hat man vorab die Werte nicht nur anzuerkennen, sondern zu *bekennen*, ansonsten katapultiert sich eins in Out.

Die Wertegemeinschaft firmiert als das eherne Gehäuse unseres kapitalistischen Daseins. Sie ist ihre ideologische Chiffre. Das Spezifische wird generalisiert, um alle realen und vermeintlichen Abweicher stigmatisieren und sanktionieren zu können. Unrechtgläubige stehen fortwährend im Verdacht, Unrecht zu üben und Unwahrheiten zu sagen. „Fake!“, krächzt das kulturindustrielle Kommando. Selbst die

Realpolitik dieser Tage wirkt zusehends beseelt vom Idealismus fanatischer Wertgläubigkeit. Schlimmer als die Organe der Herrschaft geriert sich der linksliberale Klüngel als eine Art Secondhand-Mainstream der Zuspätgekommenen, aber darum umso Entschlosseneren, der den Werten nicht nur idealtypische Selbstinszenierung zuschreibt, sondern sie auf Punkt und Beistrich in die Wirklichkeit überführen will. Nennen wir es das Baerbock-Syndrom. Die Gesinnungstäter sind unter uns und sie schreien nach Intervention. Wertesritter mutieren zu Wertekriegern. Bei der unheimlichen, aber gar nicht heimlichen Offensive der Werte geht es darum, die Reihen dicht zu schließen („Wir“) und die Anderen („Ihr“) nicht als Handelnde, sondern als zu Behandelnde zu konstruieren, die man dann entweder erziehen, ausschließen oder überwältigen muss.

Werte haben auf jeden Fall nicht nur ausgerufen zu werden, sie haben auch angerufen zu werden. Der Westen zelebriert sie als planetarische Gebetsstunde. Und es hat geglaubt zu werden: „Österreich hat einen etablierten Wertekanon, der nicht verhandelbar ist“, heißt es nicht nur in irgendeinem Papier des Außenministeriums. Von unseren Werten zu sprechen, gleicht einer metaphysischen Anrufung, einer Beschwörung von Fetischen, denen wir allesamt zu huldigen haben. Kein westlicher Grundsatztext ist heute frei von diesem Sermon. Kam die Europäische Menschenrechtskonvention von 1950 noch ohne „Werte“ aus, so haben in der Charta der Grundrechte der Europäischen Union von 2000 die „Werte“ schon entscheidende Positionen erobert.

Auch das linke und aufklärerische Denken (inklusive Marxismus) steht für die Affirmation der

Werte. Die sind allemal positiv besetzt, von Agnes Heller bis David Graeber, von David Mason bis Slavoj Žižek (um nur wenige zu nennen) sind fast alle in diesem Universum zu Hause und erweisen sich damit als treue Kopisten kapitalistischer Normen. Explizite Kritiker der Werte finden sich ganz selten. Auf zwei sei hier trotzdem verwiesen, auf Günther Anders und Ivan Illich. Anders setzte die „Werte“ auf eine schwarze Liste: „In der Tat ist der barbarische Begriff, der aus der Finanzwirtschaft stammt, erst nach 1850 in die Philosophie und erst in den Zwanziger Jahren in die Trivialsprache eingedrungen“, schreibt er (*Ketzereien*. München 1982, S. 131). Und Illich sagt: „Ich bin fest davon überzeugt (...), dass der Verlust der Umsonstigkeit einen Aspekt der Moderne bildet. Einer der tiefer liegenden Gründe dafür ist, dass die Philosophen seit der Aufklärung im Großen und Ganzen nicht mehr über Ethik und Moral als Suche nach dem Guten Sprechen, sondern zunehmend über Werte. (...) Werte stehen immer in Beziehung zu Effektivität und Effizienz, also zu einem Mittel, einem Werkzeug, einem Zweck.“ (*In den Flüssen nördlich der Zukunft. Letzte Gespräche über Religion und Gesellschaft mit David Cayley*. München 2006, S. 253) Er verweist dezidiert auf den konkurrierenden Mechanismus.

Singular und Plural

Tatsächlich legt der Singular offen, was der Plural verschweigt. Der Begriff des Werts hat sich ausgehend vom ökonomischen Sektor in alle gesellschaftlichen Bereiche gebohrt. Wert ist zu einem, ja *dem* substantziellen Leitterminus geworden. Wenn *etwas* etwas wert ist, ist etwas *etwas* wert. Wert gilt als das Positivum sui generis. Wert ist dem gesunden Menschenverstand eine in all seinen Verästelungen zu bejahende Assoziation, keine kritische Größe. Die ideelle Verwertung des Wertes zu den Werten verweist nicht nur sprachlich auf die Relevanz des ursprünglich Terminus und ebenso auf die Sonderstellung dieser Termini überhaupt. Gültige Phrasen haben dieses Vokabular zu pflegen.

Der Wert setzt die Werte. Er ist auch die zentrale Instanz des Selbstwerts. Bürgerliches Selbstbewusstsein verläuft auf einer Skala der Ab- und Aufwertung am Markt. Das jeweilige Einkommen regelt die Zugangs- und Beteiligungsmöglichkeiten, die auch über Integration und Desintegration entscheiden: Was haben? Wo dabei sein? Wie viel dürfen? Was darstellen? Die Achtung der Menschen erfolgt nicht direkt, sondern über die jewei-

ligen Wertigkeiten am Markt. Akzeptiert wird, wer sich verwertet. Jeder Wer ein Was! Wer kein Was, ein Nichts! Das Selbstwertgefühl sinkt rapide, wird der Einzelne vom Kapital nicht anerkannt. Nicht nur Arbeitslose und Immigranten spüren das.

Im Wert steckt auch alles, was uns so gespenstisch vertraut ist: die Konkurrenz, das Wachstum, das Ranking, die Leistung, das Eigentum und natürlich der jeweilige Preis selbst. Mit dem Wert und seinen geprägten Worten wird das Vokabular ökonomifiziert und unsere Vorstellungskraft in eine bestimmte Richtung kanalisiert. Wir lassen das nicht nur zu, es fällt gar nicht als Besonderheit auf. So zu sprechen erscheint uns als selbstverständlich. Wir haben keine andere Sprache. Man denke bloß an all die infizierten (und oft kaum substituierbaren) Vokabel wie Wertschätzung, Wertschöpfung, Bewertung oder wertvoll. Und der Werteworte des Wertekanons werden mehr: Werteschulungen, Wertekatalog, Werteerziehung, Wertevermittlung, Werte-Patenschaften, vielleicht könnte man noch einen Wertekataster anlegen, wo Wertebüros mit Werteschablonen den Werteindex (Selbstverwertungskoeffizienten) aller gesellschaftlichen Mitglieder transparent machen könnten. Abfragbar und abrufbar. Digitales Instrumentarium dafür gibt es in Hülle und Fülle.

Das Eingeforderte wird fixiert und formatiert im Wert und seinen Werten. Darin verpackt ist die gemeine Verwertungspflicht. Es ist zwar übel, wenn Menschen nichts wert sind, aber schlimmer noch ist, dass Menschen überhaupt etwas wert zu sein haben; dass eine ökonomische Abstraktion – der Wert – diese Gesellschaft beherrscht, Status und Rang der Mitglieder vorgibt und via Werte verfügen möchte, was wir wollen sollen.

Anders als Gut ist Wert ohne Komparativ (Mehrwert, Minderwertigkeit) nicht zu denken. Dass zu Wert immer Mehrwert und Minderwert(igkeit) gehören, versteht sich von selbst, muss aber eigens erwähnt werden. Und natürlich geht es um In-Wert-Setzung, dem neoliberalen Subjekt ist die Selbstoptimierung seines Humankapitals oberste Pflicht und stete Aufgabe. Was für die Exponate, d.h. das Personen genannte Personal, gilt, gilt erst recht für deren identitären Kollektive. „Wir“ und „unsere“ steht dabei hoch im Kurs an den ideellen Börsen.

Carl Schmitt, der zweifellos ein rechter, aber ein äußerst scharfsinniger Theoretiker gewesen ist, bringt es gleich mehrfach auf den Punkt: „Nie-

mand kann werten ohne abzuwerten, aufzuwerten und zu verwerten. Wer Werte setzt, hat sich damit gegen Unwerte abgesetzt.“ „Der Geltungsdrang des Wertes ist unwiderstehlich und der Streit der Werter, Abwerter, Aufwerter und Verwerter unvermeidlich.“ „Die Wertlehre feiert, wie wir sahen, in der Erörterung der Frage des gerechten Krieges ihre eigentlichen Triumphe.“ „Der Unwert hat kein Recht gegenüber dem Wert, und für die Durchsetzung des höchsten Wertes ist kein Preis zu hoch.“ (*Die Tyrannei der Werte* (1967). 4. Auflage, Berlin 2011, S. 46, 47, 51f.)

Werten und Schätzen

Historisches als Gültiges, ja Endgültiges zu setzen, es als menschliche Natur zu propagieren, diese ontologische Hinterlist aller Herrschaftsformen beruht immer auf der sagenhaften Banalität, aus dem Spezifischen ein Allgemeines zu machen. Diese Hinterlist ist keine Heimtücke, sondern eine synthetische Leistung der Form selbst. Es geht darum, sich absolut zu setzen. Aktuelle Formprinzipien sind zu eternisieren. Das Gewordene hat zu bleiben, nicht vergänglich zu werden. Dass es einmal gesetzt wurde, weil es sich durchgesetzt hat, hat niemanden anzugehen. Es hat einfach so zu sein, weil es so ist.

Ähnlich verfährt auch Andreas Urs Sommer in seinem Buch *Werte. Warum man sie braucht, obwohl es sie nicht gibt* (2016). „Bewerten bedeutet Schätzen“ (S. 14), schreibt er. (Seitenzahlen in Folge beziehen sich auf diesen Band.) „Leben heißt bewerten“ (S. 13), hält er ganz kategorisch fest. Doch diese Gleichsetzung von Schätzen und Werten ist zwar zweckdienlich, aber falsch. Schätzen setzt primär eine Bedeutung für mich, demonstriert also keine Vergleichbarkeit, die über ein Drittes ausgedrückt und definiert wird. Zu Geliebten und Freunden sagt man: „Ich schätze dich“, niemals aber: „Ich werte dich!“ Da ist kein Synonym.

Wenn ich etwas schätze, dann halte ich etwas davon, dann stehe ich für etwas ein. Schätzen ist ein Mögen, ist empathisch und sympathisch, nicht apathisch und neutral. Schätzen hat etwas Freundschaftliches. Prinzipiell ist da vorerst überhaupt kein Vergleich nötig. Es geschieht um ihrer oder seiner selbst willen. Wenn ich jemanden oder etwas liebe, dann liebe ich ihn, sie oder es, ohne deswegen nachzudenken, ob ich etwas weniger liebe oder mehr liebe. Wer geliebt werden will, will nicht „mehr geliebt“ werden wie jemand anderer und auch nicht „mehr lieben“. Lieben reicht. Lieben

ist kein Wägen. Wenn es Lieben ist, ist es vorbehaltlos. Directly from my heart to you. Lieben, Mögen Schätzen sind kein Wägen. Sie leben nicht vom Vergleich, sondern von der unmittelbaren Hingezogenheit, einer Attraktivität sui generis. Bewerten hingegen lebt im, vom und für den Vergleich, Skalen, Noten, Zeugnisse sind obligat. Valuieren und Evaluieren ist angesagt. Werten meint immer auch ein Raten und Ranken, Werten bedarf unbedingt des Vergleichs, ist ohne diesen gar nicht erst zu denken. Der Komparativ ist wahrlich unumgänglich.

Leben heißt nicht bewerten, sondern fragen, analysieren, aussagen, schlussfolgern, wissen, erkennen, argumentieren. Werten reduziert das Denken auf das Berechnen. Das Bewerten ist schon eine sehr spezifische Form, keineswegs eine originäre und zentrale Leistung und schon gar nicht gebührt ihr Vorzug und Ausnahme. Da mögen Bewertungen heute noch so im Vordergrund stehen und unser Blickfeld stets kommerziell verengen und somit verstellen. Die Frage „Was ist?“ oder „Warum ist es?“ zieht keine automatische Bewertung nach sich, sondern eine umfassende Einschätzung. Bewerten ist eine ganz besondere Weise des Beurteilens, es geht dabei weniger um das Objekt als um die auf die Wertform bezogene Relation des Objekts zu anderen Objekten, denen allesamt als Waren ein Wert anheimgestellt wird. Es geht beim Bewerten nicht um die Sache selbst und auch nicht um ihre anderen vielfältigen Bezüglichkeiten, sondern diese wird gerant und geratet anhand eines vorhandenen Maßes, das jede Qualität der Quantität unterordnet. Bewerten fungiert als Transmissionsriemen des Bezahlens.

Differenzen sind vorerst einmal qualitativ; z.B.: Es schmeckt, es leuchtet, es läuft. Sätze wie „Es schmeckt besser, als es leuchtet“ oder „Es leuchtet heller, als es läuft“ sind zu Recht unsinnig, ja abstrus. Selbst die Frage, wie gut es schmeckt, wie hell es leuchtet, wie schnell es läuft, kommt erst hernach. Und die Frage nach einem bewertenden Vergleich ist keine obligate, sie ist eminent wie immanent nur in der von Ware und Geschäft geprägten Welt. Nicht Menschen sind bewertende Wesen, sondern Bürger. Zweifellos, in der Marktwirtschaft herrscht regelrecht ein Bewertungswahn: Benoten Sie die Autoanmietung auf einer Skala von 1 bis 5. Alles und jedes hat auf Marktauglichkeit und Geschäftsfähigkeit getrimmt zu werden. Solche Urteile fließen letztlich in die Fluktuationen des Preises ein.

Urphänomene der Verrechnung

Formulierungen wie „Menschen unterliegen wie andere animalische Lebewesen auch einem Bewertungszwang“ (S. 22) sind absolut jenseits. Bewerten wird hier zur biologischen Konstante, Sommer versteigt sich gar zur Aussage „Bewerten kann der Kater ebenso wie ich es kann“ (S. 14). Klar ist, „dass lebendige Wesen bewertende Wesen sind. (...) Es braucht keine Werte um bewerten zu können.“ (S. 15) Werte sind „Resultate des Bewerrens.“ (S. 16) Bewertung war dieser Theorie zufolge schon immer. Dass dies nur oder am besten mit dem Wert funktioniert, ist uns dann allerdings erst mit dem Aufstieg der bürgerlichen Gesellschaft klar geworden. Vor der Aufklärung wussten wir nicht, dass wir so etwas hätten, doch durch Kapitalismus und Demokratie ist diese Erleuchtung über uns gekommen. Die Scheinwerfer überblenden hier gar vieles. Auf ewig haben sie zu leuchten, fortwährend und immerdar. Schon für den von Sommer herbeizitierten Max Scheler galten „die Werttatsachen als *Urphänomene*, die keiner weiteren Erklärung bedürfen“ (S. 26).

„Was bieten Werte, was beispielsweise die Tugenden nicht boten?“, fragt Sommer und antwortet: „Das große Versprechen, die große Suggestion von Werten ist (...) ihre *Bezifferbarkeit*“, sodass „man Werte miteinander verrechnen kann“ (S. 31). Die Verrechenbarkeit macht sie sicher. Die Vergleichbarkeit aller Waren in preismäßigen Bezifferungen ist allerdings eine eigentümliche Art der Vergleichung. Sie fragt gar nicht nach der Qualität des Produktes, sondern quantifiziert diese mithilfe ihrer digitalen Rechenschieber.

Beim Tauschen und Kaufen geht es nicht um einen qualitativen Vergleich von Produkten, sondern um Notierung und Platzierung anhand der Werteskala. Diese Gleichsetzung lässt dann alles als Quantum von etwas grundlegend Gleichem erscheinen. Eine ausgemachte Differenz ist ja noch keine Wertung, sondern lediglich die Feststellung, dass das Eine *nicht* das Andere, sondern qualitativ verschieden ist. Doch den Wert interessiert das partout nicht, im Gegenteil, er will, weil muss, messen. Er fängt jedes Produkt in seiner Wertgröße ein, jedes und alles soll quantitativer Ausdruck davon sein. In den Bewertungen konstatiert sich also eine ganz eigentümliche Differenz. Werte sind das, was der Wert in Politik, Ideologie und Kultur anrichtet.

Werte stehen bei Sommer für allerlei: Richtlinien, Prinzipien, Grundsätze, Tugenden, Regulative, Sitten, Bräuche, Normen. Aber da verwischt sich etwas, das auseinandergehalten werden sollte. Werte bedeuten jedenfalls, dass Diversität nur auf ihrer Grundlage gültig ist, sie jedoch selbst nicht Teil dieser Pluralität sind. Werte geben also nicht nur den Rahmen vor, sie indoktrinieren und infiltrieren alles ihnen Folgende durch sie. Werte sind nicht verhandelbar, sie bestimmen vielmehr das Handeln und sie gelten als universalistisch. Selbstbestimmung gibt es nur auf Grundlage dieser Formbestimmung. Werte sind die vorformatierte Chiffre der Matrix.

Wertfrei und wertlos

Beantworten wir die im Vorspann aufgeworfene Frage nun ganz deutlich: „Was verrät es über eine Gesellschaft, dass sie ausgerechnet Werte braucht?“ (S. 10) – Sie verrät, dass sie auf dem Wert beruht. „Werte kommen in der Mehrzahl vor“ (S. 31), sagt Sommer, aber sie folgen doch der Einzahl, dem Wert, sagen wir. Sie sind dessen ideologische Äste. Überallhin sollen sie reichen. Wertewandel sagt ja auch nur aus, dass sich die jeweiligen Werte wandeln, aber die Konfiguration von Wert und Werten bestehen bleibt. Die von Sommer eher beiläufig angeführten Vokabel wie „Wertemeer“ und „Wertesumpf“ (S. 71) sollte man durchaus auf ihn projizieren. Dort schwimmt er mit und dort ist er auch untergegangen. Auch Sommer dokumentiert in seinem Buch seine Gefangenschaft im Wert-Begriff oder besser in den Werte-Begriffen, die da unsere Sprache beherrschen und der wir zustimmen, sooft wir sie benutzen. Dass man wollen soll, weil man wollen muss und es auch will, das ist die Zumutung der Matrix, hier auch Gehege genannt. Nun denn, ein paar Schilder wurden platziert, weitere sollen folgen.

Was Werte nicht infrage stellen und auch nicht infrage stellen können, das ist der Wert selbst. Dass *keine Werte haben* ein Wert sein sollte, wäre ja zu Recht grotesk. Es geht aber auch nicht um eine Umwertung, sondern um eine Entwertung der Werte. Bürgerliche Werte oder Formprinzipien wie Freiheit, Gleichheit oder Gerechtigkeit gehören der Vergangenheit, bestenfalls noch der Gegenwart an, keine Zukunft wird sie benötigen. Eine freie Assoziation von Menschen wird nicht nur wertfrei sein, sie wird auch *wertlos* sein. Es geht schlicht um das Gute und die Umsonstigkeit.

Emmerich Nyikos

Ware ohne Wert

Wie das System des Kapitals sich selbst zu einer leeren Hülle degradiert

*„Sobald die Arbeit in unmittelbarer Form aufgehört hat, die große Quelle des Reichtums zu sein, hört und muss aufhören die Arbeitszeit sein Maß zu sein und daher der Tauschwert (das Maß) des Gebrauchswerts.“
(Karl Marx)*

„Aber ein Gebrauchswert, der nicht das Produkt der Arbeit, kann keinen Wert haben, d.h., er kann nicht als Vergegenständlichung eines gewissen Quantum sozialer Arbeit, als sozialer Ausdruck eines gewissen Quantum Arbeit ausgesprochen werden. Er ist es nicht. Damit der Gebrauchswert als Tauschwert sich darstelle – Ware sei –, muss er das Produkt konkreter Arbeit sein. Nur unter dieser Voraussetzung kann diese konkrete Arbeit ihrerseits wieder dargestellt werden als gesellschaftliche Arbeit, Wert.“ (K. Marx, Theorien über den Mehrwert III, in: MEW 26.3, S. 509)

„In demselben Maße wie die Arbeitszeit – das bloße Quantum Arbeit – durch das Kapital als einzig bestimmendes Element gesetzt wird, in demselben Maße verschwindet die unmittelbare Arbeit und ihre Quantität als das bestimmende Prinzip der Produktion – der Schöpfung von Gebrauchswerten – und wird sowohl quantitativ zu einer geringen Proportion herabgesetzt, wie qualitativ als ein zwar unentbehrliches, aber subalternes Moment gegen die allgemeine wissenschaftliche Arbeit, technologische Anwendung der Naturwissenschaften nach der einen Seite, wie gegen die aus der gesellschaftlichen Gliederung in der Gesamtproduktion hervorgehende allgemeine Produktivkraft – die als Naturgabe der gesellschaftlichen Arbeit (obgleich historisches Produkt) erscheint. Das Kapital arbeitet so an seiner eignen Auflösung als die Produktion beherrschende Form.“ (K. Marx, Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, in: MEW 42, S. 587f.)

1. Was ist der Wert? Ganz generell kann man sagen: die Tauschfähigkeit der Ware, oder, wenn man so will, das spezifische Gewicht der Ware im Austausch, dasjenige also, was in letzter Konsequenz die Tauschraten der Waren bestimmt.

In einer Gesellschaft, die auf der Grundlage des Privateigentums an den Produktionsmitteln nicht nur arbeitsteilig, sondern auch *privat* produziert, kann logischerweise die Verteilung der Produkte nur über den Austausch erfolgen – und dieser macht jene zu Waren. Mit anderen Worten: Der Austausch setzt das Privateigentum an den Produktionsmitteln als seine Basis voraus. Ohne dieses Privateigentum gibt es keinen Austausch und daher auch keinen Warenwert. Das leuchtet unmittelbar ein: Wenn das, was die Bedingung einer Sache ist, allen gehört oder, was auf dasselbe hinausläuft, diese Sache frei verfügbar ist wie die Luft, braucht man nicht zu tauschen und kann man auch gar nicht tauschen (oder eben nur so tun, *als ob* man austauschen würde). Und dann gibt es keine Waren und auch keinen Wert.

Privateigentum allein genügt aber noch nicht, damit eine Sache zur „Wert-Sache“ wird. Diese Katze, diese Muscheln, die ich am Strand gesammelt habe, dieser Talisman mögen mir gehören, für andere sind diese Objekte indessen völlig belanglos. Jede Ware muss nicht nur über einen spezifischen Gebrauchswert verfügen (was evident ist), sondern auch über einen „Gebrauchswert für andere“, und zugleich muss sie ein Nicht-Gebrauchswert für denjenigen sein, der austauscht oder, was dasselbe ist, diese Ware veräußert. Wenn nicht, würde man offenbar nicht austauschen können, und es gäbe

weder Waren noch gäbe es Wert. Gebrauchswerte aber (Objekte, die einen spezifischen Bedarf decken können) entstehen (historisch gesprochen) in den allermeisten Fällen nicht von allein, sie sind eben nicht so wie Beeren am Wegrand, die man nur zu pflücken braucht, um sie konsumieren zu können.

Der Gebrauchswert, der in den Austausch eingeht (d.h. in ein *gesellschaftliches* Austauschsystem), ist vielmehr Funktion der Arbeit, d.h. der aktiven Manipulation von Objekten im weitesten Sinn (wozu die Produktionsinstrumente auf der einen und die Arbeitsmaterialien, Rohstoffe und Halbfertigprodukte, auf der anderen Seite zählen) im Hinblick auf die Deckung eines bestimmten (gesellschaftlichen) Bedarfs. Um überhaupt austauschen zu können, muss zuvor in irgendeiner Weise Gebrauchswert (in der Form von Produktionsmitteln) in einen neuen Gebrauchswert (sei dieser nun wieder ein Mittel zur Produktion oder ein Konsumtionsgegenstand) transformiert worden sein (was den Transport durchaus miteinschließt), es bedarf des Arbeitsprozesses in seinen diversen Ausprägungen, oder, wie Marx es genannt hat, der konkreten Arbeit.

Austauschbar aber (im Sinne *gesellschaftlicher* oder *funktionseller* Austauschbarkeit) sind Dinge nur dann, wenn sie sich in bestimmter Weise als *gleich* und somit als *vergleichbar* erweisen. Denn sonst liefe der Austausch (der Stellungswechsel der „Waren“) auf eine gesellschaftlich sinn- und gehaltlose Übung hinaus.

Hier sind zwei Aspekte zu beachten:

+ Da diese Dinge im Austausch offenbar spontan *gleichgesetzt* werden, so müssen sie in irgendeiner Hinsicht qualitativ gleich oder „gleichwertig“ sein,

d.h. über eine gemeinsame Substanz verfügen, und diese kann nur in dem Umstand bestehen, dass sie an der gesamtgesellschaftlichen Arbeitszeit partizipieren, mit anderen Worten: einen aliquoten Teil dieser Gesamtarbeitszeit absorbieren – dessen, was der Gesellschaft „Mühe kostet“. Denn niemand (zumindest in einem Warensystem) wäre so blöd, sich in einem Arbeitsprozess abzumühen und dabei Lebenssubstanz einzubüßen, um dann für diese Anstrengung und diese Verausgabung von Arbeitskraft eine Sache zu bekommen, die nichts „gekostet“ hat. Und eben das, die Partizipation an der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit, macht die Wertqualität der Waren aus, d.h. verleiht ihnen die prinzipielle Fähigkeit zum Austausch – fügt ihnen einen „gesellschaftlichen Gebrauchswert“ hinzu, wie Marx das genannt hat. Denn was nicht an dieser Gesamtarbeitszeit partizipiert, so wie etwa die Luft (die ja auch ein Gebrauchswert und zwar ein sehr nützlicher ist), wird nie und nimmer ausgetauscht werden können – wenn diese Operation gesellschaftlichen Sinn haben soll. Man versuche es mit einem Haustier, mit einer Muschel vom Strand oder mit einem belanglosen Ding, das für den, der es trägt, Glück bringen soll – alles Dinge, die eben keinen „gesellschaftlichen Gebrauchswert“ besitzen.

+ Aber nicht nur bestimmt die abstrakte Arbeit, die Verausgabung von Arbeitskraft als solche, die *Arbeitszeit* mithin, die prinzipielle Tauschfähigkeit der Waren, sondern sie determiniert auch die Raten, zu denen sie ausgetauscht werden. Die gesellschaftlich zu ihrer Produktion notwendige Arbeitszeit bestimmt die Tauschrelationen der Waren, denn wenn (der Tendenz nach) in Relation zur und auf der Grundlage der (gesellschaftlich notwendigen) Arbeitszeit ausgetauscht wird, wird

mandelbaum verlag



KATHARINA LUX
KRITIK UND KONFLIKT
Die Zeitschrift »Die Schwarze Botin« in der autonomen Frauenbewegung
474 Seiten
28,- Euro



MARTIN BIRKNER (HG.)
EMANZIPATORISCHE WISSENSCHAFTSKRITIK
in Zeiten von Klimakrise & Pandemie
240 Seiten
20,- Euro



TIMO DORSCH, JANA FLÖRCHINGER, BÖRRIES NEHE (HG.)
GEOGRAPHIE DER GEWALT
Macht und Gegenmacht in Lateinamerika
mandelbaum verlag
284 Seiten
23,- Euro

kritik & utopie

sich die (gegebene) Warengesamtheit, werden die Warenquanta, die, so wollen wir annehmen, in der adäquaten Proportion hergestellt worden sind, sich gemäß der Bedarfsstruktur verteilen (die selbst wieder in letzter Konsequenz dieser Proportion zugrunde liegt), oder anders gesagt: wird die Distribution in Einklang mit dieser Struktur organisiert und geregelt werden, wenngleich hinter dem Rücken der Akteure und in einem fortwährenden Prozess der Oszillation zwischen Deviation und Adaption (vgl. E. Nyikos, *Das Kapital als Prozess*, Peter Lang (2010), S. 86ff.).

Es sei hier nur nebenbei bemerkt, dass diese Bedarfsstruktur selbst (das relative Verhältnis der nachgefragten Warenkategorien) sich als völlig irrational herausstellen kann – zu diesen Kategorien mögen auch Werbespots, Drohnen oder sonstige im Prinzip überflüssige Gebrauchswerte zählen –, was der Angemessenheit der Distribution gemäß der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit, die in den jeweiligen Waren „dargestellt“ ist, keinerlei Abbruch tut – eine Angemessenheit freilich, die sich, wie gesagt, immer nur *post festum* bewährt.

Es kann hier nicht näher auf weitere Aspekte der Werttheorie eingegangen werden, da dies in die Details und daher zu weit führen würde. Nur so viel: Der Wert einer Ware wird sichtbar, manifestiert sich in einem bestimmten Quantum des Gebrauchswerts einer anderen Ware, und dieses Quantum ist der Tauschwert der Ware (in dem sich das konkrete Tauschverhältnis ausdrückt), der, in der Geldware, dem allgemeinen Äquivalent, ausgedrückt, zum *Preis* der Ware wird. In dieser Konstellation wirkt dann der Warenwert gewissermaßen als *Attraktor* der Preise.

2. Das Kapitalsystem ist ein zutiefst *historisches* Gesellschaftssystem, es durchläuft mithin im Laufe der Zeit verschiedene Phasen, die sich eine aus der anderen zwanglos und notwendigerweise ergeben. Es unterliegt sozusagen einer strukturellen Genese. Die Triebfeder dieser Metamorphosen ist dabei der gesellschaftliche Zwang zur Profitmaximierung, der auf die Kapitalentitäten ausgeübt wird und der sich aus dem Konkurrenzcharakter des Systems, also daraus ergibt, dass diese Kapitalentitäten sich als Rivalen (innerhalb einer Branche und zwischen den Branchen) hinsichtlich des Mehrwerts gegenüberstehen, der in der Gesellschaft produziert worden ist.

Diejenige Methode nun, die an vorderster Front diese Profitmaximierung zu realisieren erlaubt, ist die Produktion eines Extramehwerts durch den Einsatz jeweils produktiverer (effektiverer) Ver-

fahren (von Maschinerie usw.), die, wenn sie in den Sektoren der Lohngüter angewandt werden (wodurch der Wert der gesellschaftlichen Arbeitskraft infolge der Wertminderung der notwendigen Lebensmittel herabgesetzt wird), in der Produktion des relativen Mehrwerts resultieren.

Daraus ergeben sich im zeitlichen Ablauf folgende Modifikationen struktureller Natur:

1. die Differenzierung der Sektoren im Hinblick auf das Gewicht des konstanten Kapitals und damit die Tendenz zur Ausbildung einer uniformen Profitrate mit dem Korollarium der Verwandlung der direkten Preise in Produktionspreise (die dennoch in letzter Konsequenz an den Warenwert gebunden sind);
2. die Konzentration und Zentralisation des Kapitals, die zur Monopolisierung und daher zu Monopolpreisen führt (die sich noch weiter von den Werten entfernen, aber auch in diesem Fall letztendlich an sie gebunden sind);
3. die Automation der Produktion, die nur eine direkte Fortsetzung des beständigen Anhebens des gesellschaftlichen Niveaus der Produktivkräfte infolge technologischer Innovationen ist und sich der Aneignung der Wissenschaft durch das Kapital (weitgehend auf der Basis von Monopolprofiten) schuldet (im speziellen der Kybernetik und der Informationstheorie).

3. Die Computerisierung und Robotisierung der Produktion, die die letzte Phase des Kapitalsystems eingeleitet haben, machen die Arbeit (verstanden als Produktionstätigkeit im Rahmen des Stoffwechsels mit der Natur) der Tendenz nach überflüssig. Was nun aber würde geschehen, wenn dieser Prozess irgendwann einen hypothetischen Endpunkt erreichte? Was, wenn die *gesamte* Produktion automatisiert werden würde? Wenn, mit anderen Worten, die Arbeitsprozesse aus der Produktion einmal völlig eliminiert worden sind? Dann lässt sich zeigen (vgl. ebenda, S. 473ff.), dass der Wert jeder Ware sich auf Null reduziert (und natürlich muss das dann auch, wie gleichfalls gezeigt werden kann, für den Wert der Produktionsmittel gelten). Man könnte auch sagen: Die totale Automatisierung der Produktion (die die Selbstproduktion der Automaten impliziert, die, wie John von Neumann schon vor langer Zeit theoretisch nachweisen konnte, im Prinzip kein Problem ist) führt zur Gebrauchswertproduktion ohne Arbeitsprozesse. Und wo diese fehlen, da gibt es auch keinen Wert, ist die abstrakte Arbeit, die Arbeitszeit, doch, wie wir sahen, dessen Substanz. Der Wert verschwindet ganz einfach aus dem System.

Dieser (absolute) Bedeutungsverlust ist jedoch nur der Höhepunkt eines Prozesses, der schon früh eingesetzt hat und der sich in letzter Konsequenz dem zunehmenden Gewicht des konstanten Kapitals (der „toten Arbeit“) im Laufe des historischen Akkumulationsprozesses schuldet: So ist der Produktionspreis Konsequenz der relativen Bedeutung der Masse des konstanten Kapitals, der Monopolverpreis Konsequenz der absoluten Bedeutung der Masse des konstanten Kapitals und der fiktive Preis, derjenige Preis, der in der Luft hängt, weil völlig losgelöst vom Wert (den es ja dann gar nicht mehr gibt), Konsequenz des konstanten Kapitals in seiner Form als fixes Kapital, das keiner Arbeit mehr bedarf, weil die Prozesse automatisch ablaufen können – des konstanten Kapitals mithin, das allein überlebt und in das sich das Gesamtkapital, nachdem das variable Kapital glücklich entsorgt worden ist, komplett und restlos aufgelöst hat – wenn man dann überhaupt noch von „Kapital“ im eigentlichen Sinn sprechen kann, das ja definitionsgemäß ein Produktionsverhältnis: „der sich selbst verwertende Wert“ ist.

4. Verschwindet der Wert aus dem System, so beruht der produzierte Gebrauchswert exklusiv auf der *vergangenen* Arbeit in ihrer *konkreten* Dimension – auf der Arbeit der Toten mithin. Das aber heißt, dass, da die Toten tot sind, die Gebrauchswerte denselben Status besitzen wie das, was gar nicht produziert worden ist. Im Prinzip bedeutet dies: Die Gebrauchswerte sind da, so wie die Luft. Rekapitulieren wir: Geht man davon aus, dass die Substanz des Werts die abstrakte Arbeit, also die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist, dass, weiter, die Wertstruktur nur die Verteilung der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit auf die diversen Warenkategorien reflektiert, d.h. diese Verteilung die relative Tauschfähigkeit der Waren begründet – also die Werte derselben in ihrer quantitativen Dimension –, dann folgt aus der (perspektivischen) Vollautomatisierung der Produktion, die natürlicherweise die Elimination der Arbeit aus dem Produktionsprozess impliziert, dass die Waren ihre Tauschfähigkeit verlieren oder, wenn man so will, gar nicht mehr ausgetauscht werden müssten. Denn was die Fähigkeit verliert, verliert auch die Notwendigkeit: Wenn ein Organismus die Fähigkeit zum Stoffwechsel einbüßt, also tot ist, dann muss er auch nicht mehr Nahrung assimilieren und exkrementieren, obwohl man ihm durchaus noch *künstlich* Nahrung zuführen könnte. Oder, um eine andere Analogie zu bemühen: Wer die Fähigkeit, Steuern zu zahlen, verliert (weil er

bankrott ist), muss keine Steuern mehr zahlen, obwohl er die Steuererklärung nach wie vor ausfüllen kann. Damit fällt aber auch die Grundlage des Warensystems, die private Produktion auf der Grundlage des Privateigentums an den Produktionsmitteln und damit auch das Privateigentum an den Produktionsmitteln selbst dem Verdikt der Obsoleszenz anheim. Denn wenn die Gebrauchswerte da sind so wie die Luft, dann macht es gar keinen Sinn, ja dann ist es in hohem Grade *widersinnig*, dass *privat* „produziert“ und damit ausgetauscht wird – was durch das Verschwinden des Werts, der *Tauschfähigkeit*, sinnfällig wird.

5. All dies heißt aber nicht, dass das (kapitalistische) Warensystem, seiner Wertgrundlage beraubt, notwendig zusammenbrechen müsste – etwa in einer apokalyptischen Krise. Denn es ist ein Preissystem denkbar – wie etwa von V. K. Dmitriev oder S. J. Pack gezeigt worden ist –, das, auf der Basis der Vollautomatisierung der Produktion (und dem Eigentumsmonopol an den Produktionsmitteln), durchaus eine positive Profitrate zulässt, die überhaupt die mathematische Bedingung eines solchen Preissystems ist. Die Gebrauchswerte verschwinden ja nicht und auch nicht das Surplus (in Gebrauchswertausdrücken), das freilich dann mit dem Nettoprodukt in eins fallen wird. Ein solches (post-modernes) System (die Endphase des Kapitalsystems) muss in keine Krise schlittern (was Turbulenzen und Dysfunktionalitäten, so wie bisher, beileibe nicht ausschließt), es ist nur völlig fiktiv, sinnentleert, grotesk, absurd, kläglich, eine leere Hülle, die jedweder Notwendigkeit entbehrt und reif ist, auf den Abfallhaufen der Geschichte geworfen zu werden.

Post scriptum: Der Umstand, dass das System des Kapitals nicht „zusammenbrechen“ muss, wenn es sich selbst seine Wert-Grundlage entzieht, impliziert, dass der fortschreitende geistige Verfall der bürgerlichen Gesellschaft, der jetzt schon sehr schön am Corona-Wahn ablesbar ist, bis zur Vollendung fortschreiten kann. Diese „Verwilderung des Denkens“ ist freilich nicht zufällig, sondern sie ist direkte Konsequenz der Funktionsweise des Kapitalsystems selbst, insbesondere der obstinaten Fixierung auf die Gegenwart, die in der „Post-Moderne“ endemisch, ja virulent geworden ist. Diese Fixierung ist das Gift, das dabei ist, der Kritik und der Logik den Garaus zu machen. Diesbezüglich sollte man keinen Illusionen erliegen.

Karl Reitter

Tauschwert und Gebrauchswert als soziales Verhältnis

Ich beginne mit folgender Aussage: „Ein wirkliches Verhältnis von Tauschwert und Gebrauchswert fand nicht statt.“ (MEW 42, 195) Dem Kontext entnommen, muss dieser Satz einigermaßen kryptisch erscheinen. Was meint da wirkliches Verhältnis und worauf bezieht sich das „fand“? Das „fand“ bezieht sich auf die Reihenfolge der Marxschen Ausführungen. Marx analysiert sowohl in den *Grundrissen* als auch im *Kapital* zuerst den einfachen Tausch Ware gegen Geld und vice versa. Die Oberfläche der Zirkulation erscheint als einfacher, geldvermittelter Warentausch. Die Oberfläche der Zirkulation ist zudem das Eldorado der Freiheit und Gleichheit. Freie und Gleiche tauschen Äquivalente. Wir wissen, dass der „Freihändler vulgaris Anschauungen, Begriffe und Maßstab für sein Urteil über die Gesellschaft des Kapitals und der Lohnarbeit“ (MEW 23, 190f) diesen Phänomenen entnimmt. Aber nicht nur das. Im tatsächlichen einfachen Warentausch kann sich der Tauschwert nicht halten. Er wird zum verschwindenden Moment. Nach dem Verkauf der Ware (W) wird das dafür erhaltene Geld (G) wieder in Waren umgesetzt (W). Diese Waren werden konsumiert, der Tauschwert erlischt. Eine wichtige Form dieses einfachen Warentausches im Kapitalismus ist die so genannte kleine Zirkulation: Damit ist die Zirkulation Arbeitskraft gegen Lohn, Lohn gegen Waren des täglichen Lebens gemeint.

Warum stellt die einfache Zirkulation kein „wirkliches Verhältnis“ zwischen Gebrauchswert und Tauschwert dar? Überlegen wir: Jede Ware *ist* ein Gebrauchswert und *hat* einen Tauschwert. Ich kann Geld gegen jede beliebige Ware tauschen, welche ich erwerbe, hat mit dem Geld selbst nichts zu tun. Das Geld zwingt mich keinesfalls, eine *bestimmte* Ware zu erwerben, ich kann jede kaufen

die auf dem Markt angeboten wird. Das Verhältnis zwischen Gebrauchswert und Tauschwert ist rein quantitativ, *wie viel* ich für das Geld bekomme interessiert mich. Dies liegt aber nicht so ganz in meiner Macht sondern ist – letztlich – durch das Wertgesetz geregelt. Es gilt auch umgekehrt: Es ist völlig gleichgültig, welche Ware ich anbiete, entscheidend ist nur, dass ich eine zahlungswillige Käuferin finde. Dann geht es wieder um die Quantität, mehr Geld dafür zu bekommen ist besser, als weniger. Haben die zwei Seiten der Ware also überhaupt etwa miteinander zu tun? Ist das Verhältnis bloß rein quantitativ? Kann ich nur sagen, die durchschnittlich gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit bestimmt das Quantum des Tauschwertes, das jeder Ware, also jedem auf dem Markt angebotenen Gebrauchswert, zukommt? Und das war’s auch schon wieder? Wohl treten die EigentümerInnen von Geld und Ware in ein gesellschaftliches Verhältnis, das schon dadurch gegeben ist, dass beide Anteil an der arbeitsteilig strukturierten „gesellschaftlichen Gesamtarbeit“ (MEW 23, 87) haben. Aber ein Gebrauchswert ist so gut wie der andere, entscheidend ist nur die zahlungsfähige Nachfrage. Aber kann es das schon gewesen sein? Werfen wir deshalb einen Blick auf Versuche, das Verhältnis sozialphilosophisch umfassend zu bestimmen, um dem „wirklichen Verhältnis“ auf die Spur zu kommen.

Wolfgang Pohrt und andere hatten die nette Idee, Tauschwert und Gebrauchswert als Siamesische Zwillinge zu denken. Ohne Gebrauchswert kein Tauschwert und ebenso ohne Tauschwert kein Gebrauchswert wurde postuliert. Den Gebrauchswert gäbe es an sich gar nicht, nur als Widerpart des Tauschwertes. Mit der Ware als Elementarform des Reichtums in der kapitalistischen Ökonomie

kämen also gleich ursprünglich Tauschwert und Gebrauchswert zur Welt. Man kann nicht sagen, dass diese Theorie mit einer feinen philologischen Klinge geschnitzt wurde. Schrieb Marx denn nicht explizit? „Ein Ding kann Gebrauchswert sein, ohne Wert zu sein. (...) Endlich kann kein Ding Wert sein, ohne Gebrauchsgegenstand zu sein.“ (MEW 23, 55) Das Verhältnis zwischen Gebrauchswert und Tauschwert ist nach Marx keinesfalls in der Balance. Es gibt Gebrauchswerte ohne Tauschwerte, jedoch nicht umgekehrt. Marx war ja nicht so tollkühn etwa dem Hammer, den unsere Vorfahren in der Jungsteinzeit schwangen, jeglichen Gebrauchswert abzusprechen. Auch dieser Text hat hoffentlich einigen Gebrauchswert, aber mit dem Tauschwert sieht es eher traurig aus.

Diese zwei Seiten der (Waren)Medaille wurde von Postone zum Gegensatz von konkretem und abstraktem Reichtum weitergedacht. Daraus ließ sich eine durchaus originelle Theorie des fetischisierten und in Folge antisemitischen Bewusstseins entwickeln, der einige Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Das fetischisierte Bewusstsein trenne, was zusammengehöre: Es kritisiere, ja dämonisiere die abstrakte Form des Reichtums und affirmiere die konkrete. Der Gegensatz von konkretem und abstraktem Reichtum ist eine Erfindung von Postone.

Wo Marx von gesellschaftlich spricht, setzt Postone einfach abstrakt ein. Geld ist nicht abstrakt, sondern der gesellschaftliche Zusammenhang in dinglicher Form. „Dieser gesellschaftliche Zusammenhang ist ausgedrückt im Tauschwert, worin für jedes Individuum seine eigne Tätigkeit oder sein Produkt erst eine Tätigkeit und ein Produkt für es wird; es muss ein allgemeines Produkt produzieren – den Tauschwert oder, diesen für sich isoliert, individualisiert, Geld.“ (MEW 42, 90) Die privat verausgabte Arbeit wird beim Verkauf der Ware gegen Geld als „Arbeit in unmittelbar gesellschaftlicher Form“ (MEW 23, 73) anerkannt. Statt „gesellschaftlich“ einfach „abstrakt“ zu schreiben mag wohl sozialphilosophische Tiefe simulieren, mit dem Denken von Marx ist diese Verschiebung nicht so ganz kompatibel.

Um den gesellschaftspolitischen Gehalt des Verhältnisses von Gebrauchswert und Tauschwert angemessen theoretisch zu extrapolieren, verbissen sich so manche in den Begriff „Nützlichkeit“. „Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert.“ (MEW 23, 50) Mit bierernster Miene konnte verkündet werden, dass es mit der Nützlichkeit bei vielen Waren nicht weit her sei, zumal ihr Gebrauchswert durch die kapitalistische Logik kontaminiert würde. Marx habe das natürlich übersehen, was ihn als nativen Fortschrittsgläubigen auszeichne usw. usf. Wohl deshalb wählte Marx als Beispiel für Gebrauchswerte die Bibel, das „Wasser des ewigen Lebens“, und den Kornbranntwein, das profane „gebrannte Wasser“ (MEW 23, 126). Zweifellos lässt sich über Nützlichkeit trefflich rasonieren und rasch ist eine Liste zur Hand, mit der die Produktion wirklich nützlicher Güter und das Verbot schädlicher gesellschaftlich verbindlich festzuschreiben sei. Ich stehe derartigen Morallektionen eher distanziert gegenüber.

Nun zu Marx selbst. Dechiffrieren wir seine Aussage, „[e]in wirkliches Verhältnis von Tauschwert und Gebrauchswert fand nicht statt.“ Dieses wirkliche Verhältnis resultiert aus jener Bedingung, unter der sich der Tauschwert erhalten und vermehren kann. Wir wissen, es handelt sich um den Produktionsprozess des Kapitals. Marx kann nun zeigen, dass der Produktionsprozess des Kapitals auch die Verhältnisse der Zirkulation verändert. Der Tauschwert benötigt einen ganz bestimmten Gebrauchswert, nämlich die Arbeitskraft oder das Arbeitsvermögen. Nun ist der Gebrauchswert „als ein durch ihn selbst als Gebrauchswert bestimm-

contraste
zeitung für selbstorganisation
454-455 39. JAHRGANG JULI-AUGUST 2022 4'50 EUR



SCHWERPUNKT
Sozialinnovative
Bürgersolarparks

www.contraste.org

ter“ (MEW 42, 194). Das „durch ihn selbst“ bezieht sich auf den Tauschwert. Ist es dem Geld als Geld sozusagen gleichgültig, gegen welchen Gebrauchswert es getauscht wird, so ist das beim Geld als Kapital keineswegs so. „Der dem Kapital oder dem gesetzten Tauschwert gegenüberstehende Gebrauchswert oder Ware ist nicht mehr die Ware, wie sie dem Geld gegenüber erschien, deren Formbestimmtheit ebenso gleichgültig war wie ihr Inhalt, und nur als irgendeine Substanz überhaupt erschien. (...) Die einzige Nützlichkeit, die ein Gegenstand überhaupt für das Kapital haben kann, kann nur sein, es zu erhalten oder zu vermehren.“ (ebd., 195) Und diese Nützlichkeit besitzt nur die menschliche Arbeitskraft. Das Kapital an sich steht nicht im Gegensatz zum Gebrauchswert an sich, es „existiert außer dem Geld eben nur in Gebrauchswerten.“ (ebd., 197) Aber es steht im notwendigen Gegensatz zu einem ganz bestimmten Gebrauchswert, eben der Arbeitskraft.

Na gut, werden manche sagen, haben wir das nicht immer schon gewusst? Wohl schon, aber trotzdem: Von zehn Texten zum Gebrauchswert stellt oft nur ein einziger klar, dass der Gebrauchswert schlechthin, *der Gebrauchswert aller Gebrauchswerte*, die Arbeitskraft ist. Man lese etwa den Wikipedia Eintrag zum Gebrauchswert. Kein Sterbenswörtchen zum Gebrauchswert Arbeitskraft. Es stellt sich also die Frage, wie ernsthaft sind Ausführungen über das Verhältnis von Tauschwert und Gebrauchswert, ohne folgende Tatsache zu berücksichtigen: „Im Verhältnis von Kapital und Arbeit sind Tauschwert und Gebrauchswert in Verhältnis zueinander gesetzt, die eine Seite (das Kapital) ist zunächst der andren Seite als *Tauschwert* gegenüber und die andre (die Arbeit) dem Kapital gegenüber als Gebrauchswert.“ (ebd., 193) Bei der einfachen Zirkulation ist dies keineswegs der Fall. Jede Ware spielt immer beide Rollen, es kommt auf die Perspektive an. Für den Verkäufer ist die Ware Tauschwert, für den Käufer Gebrauchswert. Beim Kapitalverhältnis hingegen sind diese Rollen fixiert, die Arbeitskraft tritt dem Kapital gegenüber immer als Gebrauchswert auf, das Kapital immer als Tauschwert. Wer also über den Widerspruch zwischen Gebrauchswert und Tauschwert räsoniert, sollte die entfaltete Form dieses Widerspruches, das „wirkliche Verhältnis“, ins Zentrum stellen: „Der einzige *Gebrauchswert* daher, der einen Gegensatz zum Kapital bilden kann, ist die *Arbeit*.“ (ebd., 198)

Die einzige Nützlichkeit, die ein Gegenstand überhaupt für das Kapital haben kann, kann nur sein, es zu erhalten oder zu vermehren. (Marx)

Das „wirkliche Verhältnis“ ist ein soziales Verhältnis, genauer das Klassenverhältnis selbst. Wir haben unter der Hand auch eine sehr elaborierte Definition des Proletariats gewonnen. „Träger der Arbeit als solcher, d.h. der Arbeit als Gebrauchswert für das Kapital zu sein, macht daher seinen ökonomischen Charakter aus; er ist Arbeiter im Gegensatz zum Kapitalisten.“ (ebd., 218) Wer als Gebrauchswert dem Kapital gegenübersteht, als Arbeitsvermögen schlechthin, „absolut gleichgültig gegen ihre besondere *Bestimmtheit*, aber jeder Bestimmtheit fähig“ (ebd.), ist Teil des Proletariats. Diese Definition steht keinesfalls im Widerspruch zur doppelten Freiheit im *Kapital*. Aber es wäre doch sehr empfehlenswert bei der Debatte um die Bestimmung der ArbeiterInnenklasse, die dialektisch fein gesponnenen Passagen aus den *Grundrissen* mit zu berücksichtigen. Wer also über Tauschwert und Gebrauchswert anhand von Ware und Warentausch spricht und über das Klassenverhältnis schweigt, hat nicht begriffen, dass das „wirkliche Verhältnis“ sich erst im Klassengegensatz vollendet und fixiert. Die sich gegenseitig ausschließenden Bestimmungen der Ware, sowohl Tauschwert als auch Gebrauchswert zu sein, ist keinesfalls eine exklusive Eigenschaft der Ware an sich, sondern wird von Marx zum Klassengegensatz selbst weiter geführt. Wobei dies in den *Grundrissen* etwas eleganter erfolgt als im *Kapital*.

IMMATERIAL WORLD

UM welche Art von Begriff handelt es sich beim Wert, so wie ihn Karl Marx entwickelte? Schnell wird klar, dass es nicht um oberflächliche Beschreibungen geht. Der Wert ist also nicht etwas einfach Daseiendes, (An-)Fassbares oder bloß subjektive Präferenz als „Ausdruck der Wichtigkeit eines Gutes, die es für die Befriedigung der subjektiven Bedürfnisse besitzt“ (Gabler Wirtschaftslexikon), wie etwa die bürgerliche Ökonomik meint. Marx entwickelte den Begriff Wert als objektive Kategorie.

Eine Kategorie entsteht nicht durch schrittweise Abstraktion von Konkretem, etwa um ein in dem bunten Erscheinenden verborgenes Allgemeines hervorzulocken. So könnte ich auf die Idee kommen, einen objektiven Wert in den vielen subjektiven Werten, den oben genannten konkreten einzelnen Präferenzen, zu finden. Schrittweise würde ich die individuellen Besonderheiten

wegstreichen und erhielte am Ende – eine leere Menge. Ich erkenne, was ich hineingesteckt hatte: Es sind subjektive Präferenzen.

Marx macht es anders. Er abstrahiert nicht von den Einzelhandlungen, sondern rekonstruiert die typischen gesellschaftlichen Handlungen und bestimmt ihre konstitutiven Aspekte. Konkrete einzelne Handlungen haben für Marx nur illustrativen Charakter. Was ihn interessiert, ist der ideale gesellschaftliche Durchschnitt, denn nur darin findet der Wertbegriff seinen Ort. So rekonstruiert Marx den Wert als gesellschaftliches Verhältnis.

Was bedeutet Wert als Verhältnis? Das wird deutlich, wenn wir uns den Charakter der Tauschhandlungen vor dem Kapitalismus klarmachen. Hier stand jeder einzelne Tauschakt für sich. Relevant war, was jede Seite von der anderen für den je eigenen Gebrauchszweck bekommen wollte und ob sich der Tausch fair anfühlte. Das war jedes Mal neu anzuschauen, neu auszutarieren, neu auszuhandeln. Ob dabei ein vermittelndes Drittes (Münzen oder anderes) im Spiel war, war nicht wesentlich.

Das stimmt ziemlich gut mit dem oben zitierten bürgerlichen Begriff vom Wert als Präferenz überein, der ja gerade keinen objektiven Charakter hat. Objektiven Charakter und allgemeine Existenz bekommt der Wert erst, wenn nicht die einzelne Tauschhandlung der für sich abgeschlossene Bezugsrahmen ist, sondern jeder Tausch gleichsam die ganze Gesellschaft einbezieht. Der einzelne Tausch wird damit Aspekt der gesellschaftlichen Gesamtheit aller Warenvergleiche, in welcher die einzelne Ware ins Verhältnis zu allen anderen Waren gesetzt wird. Nun erst manifestiert sich Wert. Doch was konstituiert sich da als Wert? Das ist die Frage nach dem Inhalt oder der Substanz.

Das Wort Substanz hat schon viele in die Irre geführt. Einige sehen darin eine physiologische Quantität, was Marx'sche Formulierungen auch



Christopher Wimmer
Lumpenproletariat
Die Unterklassen zwischen Diffamierung und
revolutionärer Handlungsmacht

Reihe theorie.org, 174 Seiten,
12 EUR, ISBN 978-3-89657-647-7

Findet sich das revolutionäre Subjekt im Industrie-
proletariat oder bei den «Verdammten dieser Erde»?
Während die Sozialdemokratie ihre Hoffnungen in
die gut organisierte Arbeiter*innenklasse setzte,
weiteten Revolutionäre, denen der Rückgriff auf
eine solch relativ homogene Klasse fehlte, ihr Ver-
ständnis des revolutionären Subjekts aus.
Daraus ergibt sich – auf's begriffsgeschichtliche
Ganze gesehen – ein drastischer Widerspruch zwi-
schen reaktionärem Opportunismus (Marx) und

einer existentiellen Nähe zum radikalen Bruch mit der Gesellschaft (Bakunin, Fanon), dem Christopher Wimmer auf den Grund geht.

«Die vorliegende Studie ist ... keineswegs bloß die Aufarbeitung einer Begriffs-
und Tatsachengeschichte, sondern zugleich die ideologische Auseinandersetzung
mit einem aktuellen Problem.»

Ulrich Busch in «Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung»,
Nr. 128 (Dezember 2021)


www.schmetterling-verlag.de

Stefan Meretz

Sortierungen zum Wert

nahelegen, denn Substanz klingt so physisch. Doch Marx hat Hegel im Denkgepäck, und bei der Substanz kommt das zum Tragen. Traditionell ist die Fassung von Etwas als Substanz der Versuch, dieses Etwas ontisch zu fixieren und als von den Menschen unabhängig Seiendes zu fassen – anstatt dieses Etwas als von den Menschen Gemachtes, etwas durch die Menschen Seiendes zu begreifen. Auch die Substanz entpuppt sich so als ein Verhältnis, als eines des Machens und des Gemachten, das nicht starr, sondern sich permanent ändernd in Bewegung befindet.

Die Substanz des Werts ist bei Marx die abstrakte Arbeit oder genauer: die allgemeine Dimension menschlichen Arbeitens, die Zeitdauer. Doch beim Warentausch werden nicht nur die unmittelbaren Herstellzeiten der Waren verglichen, es ist komplizierter. Da die konkreten Arbeiten jeweils ihre Voraussetzungen benötigen wie Produktionsmittel und -material und qualifizierte Arbeitskraft, die ihrerseits Herstellzeit kosten, erstreckt sich das genannte Substanzverhältnis nicht nur auf die unmittelbaren Aufwände bei der Herstellung der Waren, sondern ebenso auf die mittelbaren Aufwände der Produktionsvoraussetzungen (Ressourcen, Technik, Qualifikation). So kommt es, dass global Aufwände mit geringen Voraussetzungen (Low-Tech) und niedrig bezahlten langen Arbeitszeiten mit solchen mit hohen Voraussetzungen (High-Tech) und höher bezahlten kurzen Arbeitszeiten gleichgesetzt werden, also den gleichen Wert haben. Die Folge: Ungerechtigkeit durch gerechten Tausch.

Das globalgesellschaftliche Wertverhältnis ändert sich permanent – und darin schwimmt die einzelne Ware. Wie kann sie einen festen Preis haben, jedenfalls für eine gewisse Zeit? Um ein hochdimensionales Verhältnis in Raum und Zeit auf eine raum- und zeitlose Dimension abzubilden, braucht es das Geld. Das Geld ist eindimensionale reine Quantität, es ist das Dritte, auf das sich alle

Waren beziehen. Aus einer Megarelation der Aufwände wird so ein simpler Geldwert und schließlich ein Preis. Damit ist das Geld logisch dem Wert vorausgesetzt, und gleichzeitig ist es als allgemeine Ware sein Produkt. Folglich sind Geld und Wert gleichursprünglich und erst mit dem Kapitalismus in die Welt gekommen.

Missverständnisse sind an der Tagesordnung (wer weiß, welchen ich aufsitze). Eines besteht darin, Wert und Geld zu ontologisieren, also zu Seinsweisen jeglicher Produktion zu erklären. So wird rückprojizierend auch für den antiken Tausch ein Wertvergleich angenommen, den es dort noch gar nicht geben konnte, weil sich noch kein gesellschaftliches Aufwandsverhältnis herausgebildet hatte. Ebenso wird in frühen Münzen oder Muscheln etc. das Geld vermutet, das erst mit dem Kapitalismus aus Vorformen hervorging. Die Summe der Einzeltausche, ob mit oder ohne Tauschmittel, ergaben vor dem Kapitalismus noch lange kein objektives Gesamtverhältnis, sondern blieben von subjektiven Präferenzen und kulturellen Gepflogenheiten bestimmte Einzelhandlungen.

Erst der Kapitalismus machte mit allem Besonderen, allem Einzelnen, allem Lokalen Schluss und schuf damit umgekehrt erst die Voraussetzung für die Entstehung von Individualität, Anonymität und Autonomie. Paradoxerweise ist es eine Individualität der Uniformität des immer gleichen Warenhandelns, denn wir alle müssen Ware, Wert und Geld täglich aufs Neue reproduzieren, um unsere Existenz zu sichern. Es ist die Individualität der traurigen Getrenntheit des isolierten Einzelnen in einer Welt wahnwitzigen Wachstums, das allein der abstrakten Form des Reichtums entspringt. Ohne ein Ende von Ware, Wert und Geld ist nichts anderes zu haben.

Maria Wölflingseder

Günther Anders 1902–1992

Vor drei Jahren habe ich in meinem Beitrag über Lärm – „Wider die akustische Hörigkeit“ – Aspekte von Günther Anders' umfassender Gesellschaftskritik aufgegriffen und weitergesponnen. Lärm hat seit Jahrzehnten mitgeholfen, uns „hörig“ zu machen, uns anzupassen an die Herrschaftsverhältnisse. Anders prägte auch den Begriff der „prometheischen Scham“. Der Mensch sei zum „Hofzweig seines eigenen Maschinenparks“ geworden und schäme sich seiner Unzulänglichkeit angesichts der Perfektion seiner Apparaturen. Jean Améry bezeichnete Anders als den „wahrscheinlich schärfsten und luzidesten Kritiker der technischen Welt“.

Der Lärm ist zwar in den letzten zwei Jahren durch die Covid-19-Lockdowns vorübergehend – nicht unbedingt auf wünschenswerte Weise – geringer geworden, aber die Technisierung, vor allem die Digitalisierung, die digitale Überwachung und die Entwicklung von künstlicher Intelligenz, haben einen enormen Aufschwung erfahren. Und der Krieg in der Ukraine führt uns drastisch vor Augen, wie unmittelbar wir durch Kriegstechnik und Atomwaffen bedroht sind. Zudem haben sich die jährlichen Rüstungsausgaben in den letzten zwanzig Jahren verdoppelt. Sie sind mit über zwei Billionen Dollar so hoch wie noch nie. Günther Anders bezeichnete das Zeitalter, das am 6. August 1945 mit dem Atombombenabwurf begann, als das Zeitalter der möglichen Selbstauslöschung. Es wird das letzte aller Zeitalter sein und nur durch das Ende selbst beendet werden.

Gesellschaftskritik, insbesondere Technikkritik, ist heute auf geradezu gespenstische Weise mit einem Tabu belegt. Selbst der Begriff „Technokratie“ ist verschwunden. Das bedeutet wohl nicht, dass es diese nicht gibt, sondern dass sie eine selbstverständliche, unhinterfragbare Gegebenheit geworden ist. Trotzdem hat ein mediales Gezeter angehoben über die angebliche Wissenschaftsfeindlichkeit der Bevölkerung. Dieser Vorwurf richtet sich jedoch auch gegen Kritik-Übende. Diese werden sogleich als Feinde identifiziert und an den Pranger gestellt. Und wie werden die einst viel beachteten Wissenschaftler Günther Anders, sein Freund und Mit-

streiter Robert Jungk oder Erwin Chargaff und Bertrand Russell heute eingeschätzt? Wie sollen wir ihr Totgeschwiegen-Werden deuten?

Der Philosoph, Essayist, Prosadichter und Lyriker Günther Anders – vor 120 Jahren geboren, vor 30 Jahren gestorben – formulierte bereits 1956 „drei Hauptthesen: dass wir der Perfektion unserer Produkte nicht gewachsen sind; dass wir mehr herstellen, als wir uns vorstellen und verantworten können; und dass wir glauben, das, was wir können, auch zu dürfen“. Diese Thesen sind angesichts des bevorstehenden Übergangs vom Industriezeitalter in ein neues, kybernetisches Zeitalter im Sinne einer Mensch-Maschine-Verbindung brisanter denn je. Ich möchte Fragen hinzufügen: Wollen wir eigentlich eine Totalüberwachung und Steuerung? Wollen wir einen Transhumanismus? Wollen wir die totale Militarisierung des Weltalls? Wollen wir Luft, Erde, Wasser, Nahrung, die mit gesundheitsschädlichen Pestiziden und Plastik kontaminiert sind? Wer zwingt uns, all das wollen zu müssen?

Hat die Technik zu unserer Befreiung beigetragen oder werden wir von ihr getrieben? Wobei haben wir überhaupt noch ein Wörtchen mitzureden? Beim Was und Wie der Produktion? Bei der Verteilung? Bei der Entscheidung, welche Technik wir wofür und wie exzessiv einsetzen? Haben wir uns nicht zunehmend degradiert – vom Hofzweig zum Haussklaven? Sind wir nicht weniger denn je imstande, für uns selbst zu sorgen? Nicht einmal unsere Bedürfnisse dürfen wir selber bestimmen und darüber, wie wir sie befriedigen. Vor nicht allzu langer Zeit nannte man das in der Wissenschaft „Entmündigung“. Auch dieser Begriff ist offenbar obsolet geworden. Gleichzeitig ist die Entfremdung von der Welt, von unserem Tun, von den Mitmenschen und von uns selbst weit fortgeschritten.

Günther Anders betonte, sein Vater – der Psychologe und Philosoph William Stern – habe ihm den Begriff „Menschenwürde“ unausrottbar eingepflanzt. Hat Menschenwürde überhaupt noch eine Chance, wenn wir die aktuellen Entwicklungen, den ökologischen und anthropologischen Suizid, in Kauf nehmen, nicht stoppen?

Hermann Engster

Poesie als Tauschwert

Realität und Illusion in der romantischen Dichtung

„Die Welt muss romantisiert werden.
Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn,
dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen,
dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe,
so romantisiere ich es.“ (Novalis)

Joseph von Eichendorffs Gedicht *Sehnsucht*, 1834 geschrieben, ist eines der schönsten Gedichte der deutschen Romantik:

Sehnsucht

*Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte,
Da hab ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!*

*Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschlүften,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in die Waldesnacht.*

*Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.*

Adorno hat diesem Gedicht in seinen *Noten zur Literatur* einen Essay gewidmet, gedankenreich, aber auch, bei allem Respekt, allzu verklärend. Das Gedicht ist ein Spätwerk, es ist geschrieben, als sich die Epoche der Romantik dem Ende zuneigt,

als Heine sich mit Spott von ihr löst – Eichendorff schmätzt ihn deswegen als „Totengräber der Romantik“ – und der politischen Dichtung sich zuwendet.

Nach mittlerweile fast vier Jahrzehnten romantischer Dichtung erscheinen die Bilder in Eichendorffs Gedichten als abgeleitet und konventionell. Sie haben nicht die Blütenfrische der Brentano'schen Poesie, aber gerade in ihrer Reife bergen sie in sich die Essenz dieser Dichtungsepoche. Eben weil sie Spätfrüchte sind, erscheint in ihnen das Problematische der Romantik besonders stark ausgeprägt. Betrachten wir also das Gedicht genauer, Vers für Vers, Wort für Wort.

*Ihr werdet es wissen, dass eure Phantasie es ist,
welche für euch die Welt erschafft.*
(Friedrich Schleiermacher)

Die erste Strophe zeigt den Sprecher in der für die romantische Dichtung charakteristischen Pose: Er steht nachts am Fenster, einsam, kein Du neben ihm, und blickt in die Ferne. Was ihn dorthin lockt, lassen gleich im ersten Vers drei Glanz evozierende Worte aufleuchten: *schienen – golden – Sterne*. Zu den lockenden Signalen des Lichts kommen solche der Töne hinzu: Zunächst das Horn des Postillions in der Stille. Von dessen Klang geht ein Sog aus, den Eichendorff noch durch die Verwendung des altertümlichen Präteritums *entbrennte* verstärkt. Denn es ist nicht einfach Ferne, es ist eine *weite Ferne*, und je weiter diese ist, desto geheimnisvoller erscheint sie, desto stärker wirkt der Lockruf dorthin. Das Herz als das symbolisch bedeutsamste Organ des Menschen *entbrennt*, und mit dem Seufzer *ach* spricht das Ich einen *heimlich* in seinem Innern verborgenen Wunsch aus: sich auf-

machen und mitreisen – den Wunsch jedoch formuliert im Konjunktiv Irrealis, dem Modus, der das Unerreichbare und Unerfüllbare ausdrückt.

Das Aufbruchssignal des Posthorns findet seine Fortsetzung im Lied der gegenüber am Bergeshang wandernden Gesellen. So wenig wahrscheinlich es ist, dass eine Postkutsche eine Nachtfahrt unternimmt, so wenig realistisch ist es auch, dass Handwerksgehlen nachts durch die Berge streifen. „Genug, Poesie hat ihre eigenen Gesetze“, fertigte der alte Goethe einen Kritiker ab, der ihn auf den Widerspruch hinwies, dass im *Vorspiel auf dem Theater* im *Faust* der Theaterdirektor mit dem Dichter noch darüber diskutiert, welches Stück dieser schreiben solle, während an der Theaterkasse schon die Eintrittskarten dafür verkauft würden.

Akzeptieren wir das also als bloße Äußerlichkeit, müssen jedoch erkennen, dass im weiteren Verlauf sich weitere Widersprüche auftun. Betrachten wir nun das Weitere nüchtern-realistisch und bedenken dabei, dass es in der Dichtung nicht darum geht, Sachverhalte präzise darzustellen, sondern darum, Bilder im Bewusstsein der Leserinnen und Leser zu erzeugen und gedankliche und emotionale Verbindungen zu knüpfen – und so Sinn zu konstituieren.

Der Bergeshang ist sicher einige hundert Meter vom Haus des Betrachters entfernt. Nicht unwahrscheinlich ist, dass er ihren bloßen Gesang zu hören vermag. Gänzlich unwahrscheinlich erscheint freilich, dass er dessen Text versteht. Doch er tut es bis in die Details. Die beiden Gesellen singen von den Stationen ihrer Wanderung, die sie offenbar vor kurzem begonnen haben. Sie singen von der romantisch wilden Natur, die sie durchwandern wollen, den Impressionen deutscher Waldlandschaft mit den dazu gehörigen Naturbildern: den nächtlich rauschenden Wäldern, ihren schwindelerregenden Schluchten, den über Felsen sprudelnden Quellen. Und sie singen vom Ziel ihrer Wanderung, dem Sehnsuchtsland Italien mit seinen Marmorbildern, den Gärten mit dämmernen Lauben, mündend in der Vision von Palästen im Mondschein und den vom Klang der Lauten begleiteten Liebesständchen, dem die Mädchen am Fenster lauschen. Das Gedicht schließt, so Adorno, wie die Schlusskadenz einer Sonate, in der das Motiv von den Waldesquellen im Motiv der rauschenden Brunnen verwandelt und verklärt wiederkehrt. Es ist ein Weg von der wilden

„deutschen“ Natur, versinnbildlicht von den hinabstürzenden Quellen, in die Kulturlandschaft Italiens, nun versinnbildlicht in der Vorstellung des leise rauschenden Brunnens als der gleichsam kultiviert eingehegten Quelle. Und die erste und letzte Strophe schließen sich zusammen im Erlebnis der *prächtigen Sommernacht* – einem zwar durch und durch abgenutzten Bild, und hier doch unwiderstehlich.

*Mögen hätt' er schon wollen, aber dürfen hat er
sich nicht getraut.*
(Karl Valentin)

Das also glaubt der Sprecher im Gesang der Gesellen zu vernehmen. Doch es sind seine eigenen Sehnsüchte, die in seinem Herzen entbrennen und die er in die Lieder der fahrenden Gesellen hineinprojiziert.

Damit nicht genug. Eine weitere Beobachtung erweist sich von Bedeutung. Das Gedicht ist in der Zeitform des Präteritums gehalten! Es erzählt keine Gegenwart, sondern eine Erinnerung an Vergangenes. Der Sprecher in dem Gedicht erinnert sich wehmütig an eine verpasste Chance: aufbrechen und reisen. Die Erinnerung wird umso schmerzlicher, als er schon damals den Sprung in die Ferne, ins Abenteuer nicht gewagt hat. Die Poesie wird zum Ersatz für die verfehltete Realität. Sie ist die Imagination eines Als-Ob.

Ein anderes, in derselben Zeit geschriebenes und noch berühmteres Gedicht ist dieses:

Mondnacht

*Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküsst,
Dass sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müsst'.*

*Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis' die Wälder,
So sternklar war die Nacht.*

*Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.*

Die erste Strophe ruft das Bild der heiligen Hochzeit herauf: den altgriechischen Mythos von der Vermählung des Himmelsgottes Uranos mit der Erdgöttin Gaia. Der Sprecher weiß natürlich, dass das nicht wirklich geschah, sondern ein Mythos ist, und deshalb verwendet er den Konjunktiv Irrealis: Es war nicht so, aber scheint, als wäre es gewesen: *als hätt' der Himmel ...* Die Verse sind hypotaktisch konstruiert und gehen über die Zeilenenden ineinander über, es sind Enjambements, veranschaulichend die Umarmung von Himmel und Erde.

Die zweite Strophe beschreibt im Indikativ die Wirklichkeit der irdischen Nacht. Es sind Verse des ruhigen Gleichlaufs, im Unterschied zur ersten Strophe parataktische Verse, jede Verszeile enthält einen Satz. Das Paradox-Erregende in den Versen ist jedoch, dass die Ruhe der Natur durch dynamische Verben ausgedrückt wird: *ging – wogten – rauschten*. Diese Bewegung geht auf den Sprecher selbst über und verlockt ihn zum Aufbruch: *Und meine Seele spannte / Weit ihre Flügel aus, / Flog durch die stillen Lande ...* Doch nun wechselt der Modus des Sprechens vom Indikativ in den Konjunktiv: *Als flöge sie nach Haus*. Es ist hier jedoch nicht der Konjunktiv Irrealis des Eingangsverses, sondern der Konjunktiv Potentialis: der Konjunktiv, der eine Möglichkeit ausdrückt, die Wirklichkeit werden, ein Begehren, das erfüllt werden könnte.

Aber die Seele fliegt nicht wirklich nach Haus, sondern in der sehnsuchtsvollen Erinnerung war es so, *als flöge sie nach Haus*. Das Ich verbleibt im Modus des Als-Ob. Auch hier regiert wieder das Präteritum. Keine erlebte Gegenwart wird erzählt, sondern eine vergangene Sehnsucht. Diese Spannung des nicht erfüllten Vergangenen wird noch verstärkt durch eine raffinierte Reimtechnik. Haben wir in der zweiten Strophe, welche die in sich ruhende Erde schildert, reine Reime, so fallen bei sorgsamem Lesen in der ersten und letzten Strophe unreine Reime auf, sog. Assonanzen: *Himmel – -schimmer / spannte – Lande*. Das ist bewusst gewählt; denn im Entwurf der ersten Strophe schrieb Eichendorff *traumestrunken*, das er dann durch *Blütenschimmer* ersetzte.

Es sind also wieder Merkmale, die das Sprechen im Modus des Als-Ob halten: Es sind die Zeitform des Präteritums, die verschiedenen Konjunktive in den Strophen eins und drei sowie die unreinen Reime.

Und wo, wäre zu fragen, bleibt der Mond? In einer früheren Fassung hat Eichendorff in einer eigenen Strophe ihn ins Gedicht eingebaut, in der endgültigen aber gestrichen. Vom Mond erscheint nur sein Glanz, der den Blütenschimmer erzeugt. Fromme Innigkeit und literarisches Raffinement gehen hier Hand in Hand.

Exkurs zu Robert Schumanns Vertonung der *Mondnacht*:

Adorno hat in seinem oben erwähnten Essay Schumanns Vertonungen der Eichendorff-Lieder „kongenial“ genannt. In der *Mondnacht* hat er dies allerdings nicht, wie bei andern Liedern, an der Komposition selbst ausgeführt. Sehen wir uns also die Noten an.

Für das Lied ist als Haupttonart E-Dur angegeben. Das angekündigte E-Dur ist es jedenfalls nicht, und bis kurz vor Schluss ist man unsicher, in welcher Tonart man sich befindet. Dieses Schweben zwischen den Tonarten ist der adäquat komponierte Konjunktiv Irrealis.

Die Schluss-Sequenz ist von höchstem Raffinement. Auf die Worte *nach Haus* erklingen in den Bässen Oktavgänge: Die Seele fliegt nach Haus. Der Schlusston des Gesangs – *Haus* – enthält nun den Grundton E, doch wird dieser durch die tiefalterierte Septime (D statt Dis) in der rechten Hand des Klaviers irritiert. Das Nachspiel zeigt im viertletzten Takt den Durchgang A im Bass der linken Hand; als Auftakt zum letzten Takt spielt die rechte Hand eine Terz, die linke Hand leere (offene) Quinten, also ohne die die Tonart festlegende dazugehörige Terz. Dadurch wird wieder der Eindruck des unbestimmten Schwebens erzeugt, obwohl man die Tonika (E etc.) gleichsam spüren kann. Wir hören die Akkorde in der rechten Hand als gebrochene Akkorde, abwärts schwebend im verhallenden Decrescendo bis zum *pianissimo*. Der Schlussakkord selbst zeigt in der linken Hand wieder die leere Quint im Bass. Das ist kein selbstgewisser affirmativer Schluss: Es ist eine winzige Nuance, eine staunenswerte Finesse, die das Einmünden in die Grundtonart kaum merkbar in der Schweben hält.

Den Zauber der Mondnacht erlebt die Seele, als ob sie *nach Haus flöge*. Es ist dies ein wahrhaft kongenial komponierter Konjunktiv Potentialis. Wie ist das zu deuten? Auch für einen tiefgläubigen Katholiken, der Eichendorff war, ist die Heimkehr zu Gott keine Selbstgewissheit, sondern „nur“ eine

durch Christi Sühneopfer besiegelte Hoffnung – *das wir das ewige Leben erben, das wir erhoffen* (Paulus, Brief an Titus 3,7). Das mag als individuelle Erklärung für den Sprecher und den Autor selbst ausreichen. Doch steckt in einer Zeit der durch Aufklärung und Religionskritik ins Wanken geratenen Religiosität nicht auch etwas Allgemeines, Gesellschaftliches? Das ist nur zu fragen, nicht zu beantworten.

Zurück zum Gestus des Als-Ob! Dieser findet sich in der gesamten romantischen Dichtung, und dies schon früh wie z.B. in Brentanos Gedicht *Auf dem Rhein* von 1800 mit dem Vers *Der Fischer sang ... als ob ichs selber wär*. Oder in der zur selben Zeit gedichteten Ballade *Die Lore Lay* mit ihren Schlusstrophen, in denen der Sprecher der drei Ritter gedenkt, die, der Lore Lay folgend, aus der Felswand in den Tod stürzen:

*Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat's geklungen
Von dem Dreiritterstein:*

*Lore Lay!
Lore Lay!
Lore Lay!
Als wären es meiner drei.*

Der Ort, an dem sich die Angst vor den in der eigenen Imagination heraufbeschworenen Dämonen (so in Eichendorffs *Waldgespräch*) und die Furcht vor der Moderne überkreuzen, ist der Wald. In der Verlorenheit im Wald – und die Wälder damals sind nicht die Baumplantagen von heute – spiegelt sich die Orientierungslosigkeit inmitten der eigenen Gegenwart wider. So in Eichendorffs Gedicht mit dem Titel *In der Fremde*, einem beliebten Topos seiner Dichtung:

In der Fremde

*Ich hör die Bächlein rauschen
Im Walde her und hin,
Im Walde in dem Rauschen
Ich weiß nicht, wo ich bin.*

*Die Nachtigallen schlagen
Hier in der Einsamkeit,
Als wollten sie was sagen
Von der alten, schönen Zeit.*

So geht es weiter: Es ist ihm, als ob er im Mondenschimmer das Schloss, wo er zu Hause war, im Tal sähe – *und ist doch so weit von hier*; und es scheint ihm, als ob im Garten dort die Liebste auf ihn wartete – *und ist doch lange tot*.

Glotzt nicht so romantisch!
(Bertolt Brecht)

Rüdiger Safranski hat in seinem großen Romantik-Buch (*Romantik. Eine deutsche Affäre*, 2007) dieses Als-Ob-Sprechen als den grundlegenden Gestus der Romantik herausgestellt. Es ist ein Als-Ob, das der empirischen Wirklichkeit sich nicht stellt und in eine andere, höhere – vergangene? kommende? – jedenfalls poetische Realität sich imaginiert.

Wie aber ist die empirische Wirklichkeit in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, der Hochzeit der Romantik, beschaffen? Einige Stichworte mögen genügen:

+ Die Erfahrung der Französischen Revolution mit ihren Verkündigungen von Freiheits- und Bürgerrechten, in Deutschland vorangetrieben durch Napoleon

+ Das Umschlagen der Französischen Revolution in Terrorherrschaft; Napoleons Eroberungspolitik, die Befreiungskriege gegen ihn und sein Scheitern

+ Das Streben nach nationaler Einheit als Voraussetzung für eine allgemeine demokratische Verfassung Deutschlands

+ Die Re-Etablierung der Fürstenherrschaft durch den Wiener Kongress mit dem Bruch des Versprechens von mehr Freiheit und Bürgerrechten

+ Die mit den Karlsbader Beschlüssen von 1819 einsetzende massive Verfolgung aller, die für Bürgerrechte und Demokratie eintreten

+ Der grassierende Antisemitismus

+ Die sich entwickelnde kapitalistische Produktionsweise, die alles zur Ware macht

+ Die Verelendung der Arbeiterschaft

+ Die Entwicklung kritischer Gesellschaftstheorien und sozialrevolutionärer Bewegungen

*Unpolitisch sein,
heißt politisch sein, ohne es zu merken.*
(Rosa Luxemburg)

Um all das scheren sich die Romantiker keinen Deut. Es findet in ihrer Literatur und den philosophischen Konzepten keinerlei Niederschlag, allenfalls indirekt durch Verschweigen. Das klingt verallgemeinernd, trifft aber zu – mit einer Ausnahme.

Diese ist eine Frau, Bettina von Arnim. Sie lenkt den Blick nicht wie ihre Dichterkollegen auf die Idealität von Traumwelten, sondern auf die Realität der irdischen Gassen. Bei der Cholera-Epidemie in Berlin engagiert sie sich für soziale Hilfsdienste in den Armenvierteln und pflegt Erkrankte. Aus Anlass der Thronbesteigung des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. im Jahr 1840 veröffentlicht sie 1843 ein Buch mit dem Titel *Dies Buch gehört dem König*. Es ist im Grunde ein offener Brief an den König. Sie will ihm die erbärmlichen sozialen Zustände in Preußen vor Augen halten und ihn zu gerechterem Handeln bewegen. Das Buch ist eine Mischung von poetischer Fiktion und Schilderung sozialer Realität und ist die erste Sozialreportage der deutschen Literatur. Ernüchtert von der gescheiterten Revolution von 1848 verfasst Arnim 1852 eine Schrift, in der sie für die Gleichstellung der Frauen, die Emanzipation der Juden und für die Abschaffung der Todesstrafe eintritt. Das Buch wird schon vor seinem Erscheinen von der preußischen Zensur verboten.

Ihre Dichterkollegen hingegen pflegen ihre Traumwelten, phantasieren sich zurück in ein verklärtes Mittelalter mit seiner einheitlichen Religion und der gemütvollen Einheit von Fürst und Volk, einem Wahn, der noch ein halbes Jahrhundert später in Wagners *Meistersingern von Nürnberg* spukt. Sie üben regressiv Zivilisationskritik, übersteigern und verabsolutieren das Gefühl, ergehen sich in weltanschaulich-philosophischen Phantasereien, neigen zu religiösen Überspanntheiten, werden sogar katholisch wie Friedrich Schlegel und Clemens Brentano, flüchten sich in Phantasiewelten.

Das hat Heine schon 1827 satirisch aufgespießt in seinem Gedicht mit dem ironischen Titel:

Wahrhaftig

*Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein,
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Strahlenlauf,
Dann schwimmen die Sternlein hintendrein;
Wenn der Sänger zwei süße Äuglein sieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüt; –
Doch Lieder und Sterne und Blümlein,
Und Äuglein und Mondglanz und Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang keine Welt.*

Und sie verklären mit geradezu religiöser Verückung das, was sie eben besonders gut können: das Dichten. Repräsentativ dafür ist Friedrich von Hardenberg, der sich selbst Novalis nennt, literarisch und philosophisch einer der Vordenker seiner Epoche. Ein Beispiel von vielen anderen aus seinen *Blütenstaubfragmenten* von 1798:

*Dichter und Priester waren im Anfang Eins. Und nur
spätere Zeiten haben sie getrennt. Der echte Dichter
ist aber immer Priester, so wie der echte Priester immer
Dichter geblieben. Und sollte nicht die Zukunft
den alten Zustand der Dinge wieder herbeiführen?
Die Poesie mischt alles zu ihrem großen Zweck der
Zwecke – der Erhebung des Menschen über sich
selbst. Der Sinn für Poesie hat viel mit dem Sinn für
Mystizismus gemein. ...
Der Poet ist der transzendente Arzt.
Poesie = Gemütsregungskunst.*

Was hier – und nicht nur bei Novalis, sondern auch bei seinen Philosophie- und Literaturkollegen – sich kundtut, ist nicht nur eine Reduzierung der Literatur aufs Emotionale, sondern auch eine maßlose Selbstüberschätzung der Schriftsteller selbst und ihres Tuns: eine Phantasmagorie der Kunst als Heilsversprechen. Das heckt fort in Richard Wagners *Bühnenweihfestspiel Parsifal* als der Vision einer neuen Kunstreligion, die an die Stelle der ausgelagten christlichen treten soll, über Stefan Georges Dichtungspriestertum bis hin zu Botho Strauß' tragisch unwölktem Geraune.

*Affäre: Angelegenheit;
[unangenehmer, peinlicher] Vorfall;
Streitsache
(Duden-Definition)*

Kein anderes Land in Europa, und wohl in der ganzen Welt, hat aus extremem Subjektivismus heraus jemals eine bestimmte Schriftstellerei derart großenwahnsinnig stilisiert. Dieser Irrationalismus als Flucht vor der Realität ist fürwahr „eine deutsche Affäre“, wie Safranski ironisch untertreibend formuliert. Dieser Grundzug der deutschen Romantik, seit langem bekannt, ist jedoch erst 150 Jahre später, nach den Erfahrungen von Nationalsozialismus, deutschem Imperialismus und Shoah, gründlich aufgearbeitet worden.

Georg Lukács hat die Dichtung und insbesondere die Philosophie (Schleiermacher, Novalis, Schelling, Fichte), überhaupt die ganze romantische Richtung scharfsinnig, oft aber auch historisch-materialistisch allzu kurzschließend der Verantwortung für den Absturz Deutschlands in den Irrationalismus und den Faschismus geziehen (*Die Zerstörung der Vernunft*, 1954); Isaiah Berlin hat weiterhin nach den problematischen Wurzeln des Geistes der Romantik gegraben (*The Roots of Romanticism*, 1999); Peter Hacks schließlich hat mit mephistophelischem Sarkasmus die reaktionären politischen Verstrickungen der Schriftsteller aufgedeckt, dazu auch die Quellen ihrer poetischen Inspiration benannt, als da sind Alkohol, Opium, Marihuana (*Zur Romantik*, 2001); es sind Quellen, aus denen auch Novalis in seinen *Hymnen an die Nacht* sich Treibstoff für seinen dichterischen Flug holt: aus *der goldnen Flut der Trauben, ... des Mandelbaums Wunderöl, und dem braunen Saft des Mohns*. Und der Zeitgenosse Goethe selbst, trotz guter Beziehungen zu den Protagonisten der Romantik und Anerkennung der poetischen Schönheiten im Einzelnen, nannte die Romantik als ganze wegen ihrer „elementarischen Übersteigerung“ rundweg „das Kranke“.

Der Dichter als Seher, Priester, transzendentaler Arzt – so neu ist diese Selbstüberschätzung einer Künstlersparte freilich nicht. Darüber hat sich schon vor zweieinhalb Jahrtausenden Sokrates mokiert:

Sokrates: So stelle ich denn auch bei den Dichtern in kurzer Zeit fest, dass sie nicht aus Weisheit hervorbrachten, was sie hervorbrachten, (...) sondern aufgrund einer besonderen Veranlagung und in göttlicher Begeisterung wie die Seher und Orakelsänger. Denn auch diese sagen viele Dinge, ohne zu wissen, was sie sagen. (...) Und zugleich bemerkte ich, dass sie wegen ihrer Dichtung glaubten, sie seien auch sonst ganz besondere kluge Leute – was sie nicht waren.

(Platon, *Apologie des Sokrates*)

Wie sehr das Zeug auch gefällt, / So macht's doch noch lang keine Welt. Für den Tausch der Realität gegen die Phantasie haben die Romantiker als Tauschwert die Poesie sich eingehandelt. Sie haben Gedichte von virtuosem Raffinement, ergreifender Wehmut und betörender Musikalität geschaffen. Diese Gedichte sind, um ein von Adorno nur sparsam, aber dann von ihm umso bedeutsamer platziertes Wort zu verwenden: unwiderstehlich.

So wäre denn alles gut und alle Romantik-Liebhaber – und wer wäre das, mehr oder minder verholten, nicht? – zufrieden?

Walter Benjamin konstatiert in seinem Essay *Über den Begriff der Geschichte* im VII. Kapitel:

Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein. Und wie es selbst nicht frei ist von Barbarei, so ist es auch der Prozess der Überlieferung nicht, in der es von dem einen an den andern gefallen ist. Der historische Materialist rückt daher nach Maßgabe des Möglichen von ihr ab. Er betrachtet es als seine Aufgabe, die Geschichte gegen den Strich zu bürsten.

Was wäre dann, so ist zu fragen, die Kehrseite der Schönheit romantischer Poesie? Vorangestellt hat Benjamin diesem Kapitel ein Zitat aus Brechts *Dreigroschenoper*, das den Blick darauf lenkt:

*Bedenkt das Dunkel und die große Kälte,
In diesem Tale, das von Jammer schallt.*

Peter Klein

Die neue Rücksichtslosigkeit

Über den Umgang mit der herrschenden Metaphysik (Teil IV)

Grundsätzlich ist zu sagen, dass der moderne Mensch von der Metaphysik, die er als freier und gleicher Marktteilnehmer praktiziert, nichts zu wissen pflegt. Die Metaphysik wird üblicherweise dualistisch gedacht, als etwas, das sich außerhalb von mir befindet, nach Nietzsches Wort: „außen und oben“, und das, mit autoritärer Macht ausgestattet, die Menschen der vormodernen Zeiten darüber belehrte, welche Rituale und Verhaltensweisen sie für ein anständiges und gottgefälliges Leben zu befolgen hatten. In Bilder und Vorstellungen gekleidet, war diese Art von Metaphysik noch leicht als solche zu erkennen. Sie war ein Etwas, zu dem man sich glaubend und bekennend verhalten konnte bzw. musste. Das änderte sich mit dem Aufkommen der modernen Metaphysik, die gewisse Ansprüche an das Abstraktionsvermögen der ihr Unterworfenen stellte, sich also von der religiösen Vorstellungswelt zunehmend entfernte. Je mehr die sozialen Beziehungen sich ausdehnten, je weiter sich Handel und Verkehr entwickelten, desto allgemeiner mussten die Kategorien werden, an denen sich die gesellschaftliche Ordnung ausrichtete. Die Bilder und Geschichten, in denen sich die Erfahrungswelt früherer, kleinräumig angelegter Zustände spiegelte, verloren an Bedeutung. Schließlich betrat – mit Kant – die „reine Form der Allgemeinheit eines Gesetzes“ als solche die Bühne der Metaphysik, auf der dann freilich nichts mehr zu sehen war. Für das im Rahmen des traditionellen Rationalismus (Descartes' Subjekt-Objekt-Dichotomie) und Empirismus (Locke, Condillac) verbleibende Denken hatte dies zur Folge, dass ihm die Metaphysik gleich ganz abhanden kam. Der Himmel ist leer geworden, verkündete Nietzsche, „Gott ist tot“. Und er meinte, dass er damit jegliche Metaphysik hinter und, wie es sich für den „Übermenschen“ gehört, unter sich

gelassen hatte. Und der moderne Alltagsverstand, dem von Nietzsche gleichsam der Weg gebahnt wurde, meint dies auch heute noch.

Da es keine allgemeinverbindliche Ideologie mehr gibt, ist der Himmel der Allgemeinheit zur beliebigen Nutzung frei geworden. Das moderne Individuum kann meinen, glauben und bekennen, was es will, solange es niemanden mit Gewalt zu bekehren versucht, steht der öffentlichen Bekanntgabe der verschiedenen Überzeugungen und Marotten nichts im Wege. Die Vielfalt im Modus des Glaubens und Meinens zeugt davon, dass die Einheit im Modus des *gesellschaftlichen Seins* (weitgehend) erreicht worden ist. Und nur darauf, dass wir allesamt Funktionäre der kapitalistischen Geldbewegung *sind*, dass wir also *praktisch* funktionieren, kommt es bei der Systemwerdung des Kapitalismus schließlich an. Gerade auf die Meinungsfreiheit hält der demokratische Kapitalismus große Stücke. Die Publizistik und die Massenmedien sind erstens ein ergiebiges Geschäftsfeld, auf dem das Kapital den ihm eigenen Zweck verfolgt, und zweitens handelt es sich um ein Ventil für die im System der allseitigen Konkurrenz reichlich anfallenden Aggressionen, die hier in einen harmlosen Aggregatzustand überführt und unschädlich gemacht werden. Und drittens braucht die ständige „Revolution der Produktivkräfte“ natürlich Mechanismen zur Gestaltung und mentalen Verarbeitung des „gesellschaftlichen Wandels“, den sie verursacht. Dass es bunt zugeht, weltoffen und divers, ist für die neuesten Demokraten, die vom Kapitalismus nicht einmal mehr reden wollen, geradezu eine Herzensangelegenheit. Allerdings hängen sie ihr Herz dabei an eine Abstraktion. Denn der Hintergrund der ganzen Veranstaltung ist natürlich das abstrakte Individuum. Es lässt

hundert Blumen blühen, um seiner selbst nicht gewahr werden zu müssen.

Auf nichts anderes als auf dieses Individuum hatte Kant es mit seiner „reinen Form der Allgemeinheit eines Gesetzes überhaupt“ ja abgesehen. Nur bei ihm, weil es auch seinerseits „vernünftig“ ist, kann die „Vernunftidee“ des allgemeinen Gesetzes die entsprechende Wirkung erzielen und „moralische Gefühle“ hervorbringen. Worin aber besteht seine Vernunft? Darin, dass es ein „Ich“ zu sein beansprucht, das sich bei allem, was es denkt und tut, als den *Ausgangspunkt* und die *Ursache* dieses Denkens und Tuns versteht. Indem es sich einen „freien Willen“ beimisst, abstrahiert es schon im Ansatz von den stofflich-konkreten Bedingungen, die im realen Leben immer schon auf es einwirken. Es befindet sich also *vor* jedem Inhalt, der etwa gedacht oder gewollt werden könnte, und ist somit ein bloßer Standpunkt, der für sich genommen genauso inhaltsleer ist wie die komplementäre Abstraktion der Allgemeinheit (des gesetzlichen Zustandes), auf die dieser Standpunkt (diese Mentalität, dieses Bewusstsein), um sich in seiner Vereinzelung halten zu können, in der Tat angewiesen ist.

Die Resultate, die dieses System inzwischen zeitigt, im Guten wie im Schlechten, sind selbst in den Rang der Allgemeinheit vorgerückt, sie betreffen uns alle, aber eben nicht als moralische Subjekte oder Rechtspersonen, sondern in unserer empirisch-stofflichen Existenz.

Kant gelangt auf seine Weise also zu dem gleichen Resultat wie Marx: Der (bürgerliche) „Mensch“ gewinnt das Bewusstsein von seiner individuellen Freiheit aus der Tatsache einer praktisch wirksamen Abstraktion. Nur eben, dass Kant diese Fähigkeit, einen vor aller und außerhalb aller Empirie gelegenen Standpunkt einzunehmen, als eine Leistung der „menschlichen Vernunft“ feiert, wohingegen Marx diese „Fähigkeit“ in den Produktionsverhältnissen geerdet sieht. Sie wächst aus der gesellschaftlichen Praxis des Warenverkehrs heraus, der in seiner Allgegenwart ein Spezifikum der modernen bürgerlichen Gesellschaft darstellt. Diese aber ist genauso wie die Warenform, die voneinander getrennte Produktionseinheiten voraussetzt, ein historisch endliches Phänomen. Und natürlich ist es die zunehmende Vergesellschaftung der Produktion, in der diese Endlichkeit begründet liegt. Je mehr die Produkti-

on zu einem weltweit dimensionierten System wird, das eine Vielzahl von aufeinander abgestimmten gesellschaftlichen Einrichtungen und Funktionen zu seiner Voraussetzung hat, desto weniger taugen die aus dem Warentausch gewonnenen Abstraktionen dazu, die Welt zu verstehen, geschweige sie zu organisieren.

Die Resultate, die dieses System inzwischen zeitigt, im Guten wie im Schlechten, sind selbst in den Rang der Allgemeinheit vorgerückt, sie betreffen uns alle, aber eben nicht als moralische Subjekte oder Rechtspersonen, sondern in unserer empirisch-stofflichen Existenz. Die Kategorie der Allgemeinheit, so könnte man sagen, füllt sich mehr und mehr mit empirisch-konkretem Inhalt, und der will konkret bearbeitet werden, Bekenntnisse oder Rechtsstandpunkte helfen dabei nicht weiter. Die Supermarkt-Kunden, die sich mit ihren Essgewohnheiten der Nahrungsmittelindustrie anvertrauen, ihren Geschmacksverstärkern, ihren Farbstoffen, ihren mit Antibiotika imprägnierten Fleisch- und Wurstwaren, sie wirken einfach lächerlich, wenn sie angesichts gewisser von der Corona-Pandemie erzwungener Unbequemlichkeiten nach ihren „Persönlichkeitsrechten“ krähen. Und der Staat mit seinen „allgemeinen Gesetzen“, die immer nur den „Rahmen“ abgeben dürfen für eine „Ökonomie“, die er als den Hort der „Freiheit“ (Unternehmergeist) und der „Arbeitsplätze“ (Lohnarbeit) zu schützen hat, erweist sich als komplett hilflos angesichts von Problemen (CO₂-induzierter Klimawandel, Versauerung und Vermüllung der Ozeane), die mit der Stilllegung der entsprechend nichtsnutzigen Industrien schnell zu lösen wären. Kurz gesagt, das Zeitalter Kants, in dem es sich darum handelte, die Menschen der Vormoderne in das einheitlich strukturierte Korsett des modernen Rechtssystems zu zwingen, ist an seinem Ende angelangt.

Die Partei des „Weiter so“

Von hier aus gesehen, liegt es nahe, die Kämpfer:innen der *Wokeness* und der *Cancel-Culture*, die vor allem in den angelsächsischen Ländern von sich reden machen, als die „Ewig-Gestrigen“ unserer Tage zu bezeichnen. Wie Schlafwandler, die den Grund unter den Füßen bereits verloren haben, in ihrem Traum aber immer noch weiter steigen, fahren sie fort mit dem Fortschreiten ins Nirwana der abstrakten Vernunft. Jedes empirische Dasein, das im Verdacht steht, sich als „normal“ zu verstehen, bringt sie in Wut. Denn die entsprechende Haltung impliziert, dass empirische

Erscheinungen anderer Art *nicht* normal seien, somit herabgesetzt werden zu etwas, das „unterhalb“ der Norm verbleibt. Das Wort „normal“, auch wenn es ganz unbefangenen und nur gewohnheitsmäßig verwendet wird (und vielleicht gerade dann), klingt in der Tat nach „allgemeiner Norm“, nach „reiner Form der Allgemeinheit“ etc., und an die heranzureichen, darf sich kein empirisches Dasein anmaßen. Schon gar nicht darf es der „alte weiße Mann“, das bei den woken Kämpfer:innen so beliebte Feindbild. Es ist der gute alte Kant, übrigens auch ein weißer Mann, der hier praktiziert wird. Aus der Wut, mit der die Sexisten und Rassist:innen – vielleicht nicht gerade aller Länder, aber doch die der Medienbranche und des akademischen Establishments – als solche entlarvt und bekämpft werden, ist freilich zu schließen, dass den jungen Hoffnungsträgern der neuesten Aufklärung das Alter des Hutes, den sie sich aufsetzen, nicht bewusst ist. Somit fehlt es auch am Bewusstsein von dem Apriori der bürgerlichen Vergesellschaftungsform, für das die Kant'sche „Metaphysik der praktischen Vernunft“ ja steht, und von der unüberbrückbaren Kluft, die sie von der Ebene der empirischen Erscheinungen trennt. Das alte „Verwirklichungs“-Spiel, bei dem es sich darum handelt, die Abstraktion in ihrer allzu realen Wirksamkeit nicht etwa zu kritisieren, sondern endlich und ein für allemal in die alltägliche Erfahrungswelt zu überführen, kann in eine neue Runde gehen.

Neu ist in der Tat, dass Freiheit und Gleichheit nicht mehr bloß als eine Frage von Recht und Gesetz behandelt werden. Die Zivilgesellschaft passt jetzt auf sich selber auf, könnte man sagen. Sie achtet selbst darauf, dass der bürgerliche Anstand gewahrt wird, und sie straft mit den ihr eigenen Mitteln. Wer sich nicht korrekt an die Prinzipien hält, wer sich gar Witze über sie und die von ihnen geschützten Minderheiten erlaubt, dem wird die Anerkennung durch den Markt entzogen. Die Sündler:innen werden per Shitstorm oder sonst einer Mobbing-Methode aus der lukrativen Stelle gedrängt, die sie etwa innehaben, oder sie gelangen gar nicht erst hinein. Die Marktgesellschaft befindet sich gewissermaßen auf dem Höhepunkt ihrer Selbstgewissheit. Als Manager speziell in der Kulturindustrie, aber auch sonst in den weltweit agierenden Konzernen, ist nur qualifiziert, wer sich strikt an die Regeln hält, etwas anderes als die sachliche Leistung, für die man bezahlt wird, darf es nicht geben. Arme Kabarettisten!

Die staatlichen Gesetze sind soweit verinnerlicht, dass sie für die in ihrer Formvergessenheit am weitesten fortgeschrittenen Staatsbürger entbehrlich sind. Für sich genommen, sind diese vielleicht letzten Fanatiker der Abstraktion sicher nicht von Bedeutung. Von den Gewaltorgien, mit denen die bürgerliche Revolution zu ihren besten Zeiten aufwarten konnte, ist ihre Verbissenheit nur ein schwacher Abklatsch. Aber sie zeugen vom Erfolg dieser Revolution. Sie sind gleichsam die Spitze des Eisberges, repräsentativ für eine Gesellschaft, die als ganze verlernt hat, die stoffliche Erfahrungswelt ernst- und als solche überhaupt wahrzunehmen. Wie einfach hatte es noch Kant, zwischen dem Apriori der abstrakten Vernunft und der „Sinnenwelt“ zu unterscheiden! Er konnte sich noch darüber wundern, dass das „vernünftige Wesen“ Handlungen durch sich als möglich, gar als notwendig erachtet, die nur unter „Hintanstellung der Sinnenwelt“ geschehen können. Gemeint war der Tod fürs „Vaterland“, für die „Freiheit“, die „Gerechtigkeit“ und ähnliche Allgemeinbegriffe, deren gemeinsamer Vorgänger wohl „Gott“ gewesen ist. Heute staunen die Menschen (allesamt Marionetten des Marktes) darüber, dass sie „atmen“ und „verdauen“ und „Gefühle haben“, was sie beim effektiven Funktionieren immer wieder mal „stört“, und es muss ihnen eigens erklärt werden (von einer dafür zuständigen Dienstleistungs-Industrie, versteht sich), dass das „auch zum Leben gehört“. Die stoffliche Realität ist nicht verschwunden, aber der totale Markt erlaubt ihr nicht, für sich etwas zu sein. Kein Lebensbereich, der sich unter dem Aspekt der Verwertbarkeit nicht als „nützlich“ erweisen könnte oder müsste. Selbst die Klimakatastrophe ist für eingefleischte Marktfetischisten nur eine weitere Gelegenheit, „Innovationen“ hervorzubringen und auf dem Weltmarkt mit irgendeinem weniger schädlichen Produkt zu punkten.

Das „Jenseits im Diesseits“ – dieser Ausdruck, den ich bei Heimito von Doderer gefunden habe, war seinerzeit (in dem Roman „Die Dämonen“) auf die Identitätsproblematik des bürgerlichen Individuums gemünzt. Er scheint mir insgesamt auf eine gesellschaftliche Situation zu passen, in der die Menschen derart komplett vom Jenseits der Abstraktion okkupiert sind, dass sie das stoffliche Diesseits nicht mehr davon unterscheiden können. Als ideologisches Resultat ergeben sich dann theoretisch so ergiebige Begriffe wie „Komplexität“, „Kontingenz“ und „Disruption“, mit denen die philosophischen Spaßvögel unserer Zeit, „Dekon-

struktivistischen“ und „Poststrukturalisten“ und wie sie sich sonst noch zu nennen beliebt, uns Bauklötze staunen machen. Mit seiner „neuen Unübersichtlichkeit“ hat Jürgen Habermas die Spielzeugkiste einst aufgemacht.

Die Partei der destruktiven Reaktion

Auf den konservativen Mainstream des gesellschaftlichen Bewusstseins, der noch gänzlich befangen ist in jenem Fortschritts- und Verwirklichungsdenken, das nun schon bald 300 Jahre auf dem Buckel hat, gibt es natürlich eine Reaktion. Hierzu sind all jene zu rechnen, die mit dem Glauben an Fortschritt und Wachstum keine guten Erfahrungen gemacht haben. Sofern die entsprechende Kritik politisch borniert ist, also rein auf der politischen Ebene verbleibt, ist sie reaktionär in der negativen Bedeutung des Wortes, destruktiv reaktionär könnte man sie nennen. Die Politiker sind nach der hier verbreiteten Meinung „an allem schuld“. Mit allen Schikanen des eingefahrenen Moralismus werden die vom globalisierten Kapitalismus verursachten Probleme auf das Wirken einzelner Personen zurückgeführt, jener Personen zweifelhaften Charakters, die, sei es im Verborgenen, sei es in aller Öffentlichkeit, auf der „Systemebene“ tätig sind. Tatsächlich ist ja bei dem heute erreichten Vergesellschaftungsniveau der Staat in allen Lebensbereichen präsent: von der Kindertagesstätte bis zur Brückensanierung, vom Grundwasserschutz bis zur Bankenaufsicht und zur Cybercrime-Polizei. Und überall gibt es Probleme, überall kann man sich reiben. Daraus bezieht das Politiker-Bashing vordergründig seine Berechtigung. Es entsteht eine verquere Art von Staatsfeindschaft, die den Privatstandpunkt als die zum Staat gehörende und ihn komplementär ergänzende Abstraktion nicht nur nicht in Frage stellt, sondern auf zunehmend ordinäre und brutale Weise zur Geltung bringt. Der Staat ist überall, also hat der Privatstandpunkt permanent die Gelegenheit, auf sich selbst zu beharren und sich als Freiheitsapostel zu produzieren.

Der Mainstream ist nur blind gegen die gesellschaftliche Form, in der er sich bewegt, und er will immer noch mehr davon. Für alle Krisenphänomene hält er das gleiche Rezept bereit: die immer noch weitere Verrechtlichung und Verregelung aller Lebensbereiche, wofür die *Cancel-Culture*, wie gezeigt, nicht einmal mehr den Staatsapparat benötigt. Die Reaktionäre dagegen sind auch noch blind für diese Krisenphänomene. Zumindest stellen sie sich blind. Die Krise ist entweder von der

Politik verschuldet: Der Verwertungsmotor stottert, weil der von „linken Ideologen“ gesteuerte Mainstream „unsere Wirtschaft“ mit immer neuen Vorschriften und Auflagen belastet. Und „die Flüchtlinge“ müsste es gar nicht geben, wenn die Regierung, der das „eigene Volk“ egal ist, sie nicht rufen würde. Oder die Krise ist frei erfunden. Vor allem die stofflichen Verheerungen, die der Kapitalismus weltweit anrichtet, fallen unter diese Rubrik. Gerade die Allgemeinheit, in der sich die entsprechenden Phänomene präsentieren, sorgt ja dafür, dass der Kapitalismus die Schäden, die er verursacht, nicht mehr externalisieren kann. Sie sind zu einem Moment seiner Krise geworden. Und gerade diese Allgemeinheit dient den Reaktionären als Vorwand, sich dumm zu stellen. Denn sie ruft unter den gegebenen Verhältnissen natürlich den Staat auf den Plan. In großem Umfang, wenn auch bei weitem nicht ausreichend, werden staatliche Maßnahmen durchgeführt, werden Gesetze erlassen und internationale Konferenzen abgehalten. Das Thema Klimakrise, Umweltvergiftung, Artensterben, Ressourcenverbrauch ist in aller Munde.

Mit der Allgemeinheit aber, sobald sie als ein verbindlicher Inhalt auftritt, steht der bürgerliche Alltagsverstand seit jeher auf dem Kriegsfuß. Ein uralter Reflex wird hier ausgelöst. Die Allgemeinheit ist erstens die Sphäre der Ideen und Glaubensinhalte, und zweitens sind Glaubensinhalte seit dem Ausgang des Mittelalters für niemanden mehr verbindlich. Die Spätankömmlinge in der Aufklärung, mit denen wir es hier zu tun haben, sehen das Wesen ihrer Freiheit darin, dass sie glauben können, was sie wollen. Heraus kommt ein durchgeknallter Liberalismus, der die empirischen Phänomene der genannten Art, soweit sie allgemein zur Kenntnis genommen und zum Anlass staatlicher Maßnahmen werden, als „Vorwand“ ansieht oder gar zur „Erfindung“ erklärt, die irgendwelche dem Staat genehmen Besserwisser, Wichtigtuer und Verschwörer dazu benützen, ihre Machtgier zu befriedigen. Der Klimaforscher Schellnhuber etwa wird als „Märchenonkel“ verspottet, die „Fridays-for-Future“-Bewegung mit den mittelalterlichen „Kinderkreuzzügen“ gleichgesetzt, und die ganze Öko-Problematik ist der Gegenstand einer „grünen Religion“ („Die anti-ökologische Hysterie“, *Süddeutsche Zeitung* vom 31.05.2019).

Dass es sich bei den genannten Themen um nachprüfbare empirische Fakten handelt, kümmert die

Reaktionäre nicht. Nach Kräften nützen sie das „Manko“ der empirischen Wirklichkeit aus, dass sie anders als die „ewigen Prinzipien“ der bürgerlichen Vernunft in Raum und Zeit existiert, dass ihre Phänomene also nicht überall gleichzeitig und in gleicher Weise auftreten können. Der Zusammenhang zwischen der Flutkatastrophe im Ahrtal und der von Milliarden Verbrennungsmotoren verursachten CO₂-Belastung der Atmosphäre muss *gedacht* und am besten noch *begriffen* werden. Mit dem Begriffsvermögen in Sachen Stoff und Existenz steht es aber schlecht in einer Gesellschaft, die den Wohlstand nur im Medium des Geldes zu messen versteht. Wohlstand durch die Befreiung von abstrakter Arbeit? Oh je, die Gefangenen der abstrakten Arbeit wissen nicht einmal, wovon die Rede ist!

Kein Wunder also, dass die alte Konstellation noch in Kraft ist. Der Himmel der Allgemeinheit ist zwar leer geworden, die zugehörige Struktur aber, bei welcher zwischen „meinem“ Interesse und dem der „Allgemeinheit“, zwischen „Egoismus“ und „Altruismus“ unterschieden wird, ist in den Köpfen noch tief verwurzelt. So kommt es, dass die Aktivisten der Klima- und Umweltbewegung von den demokratischen Mainstream-Medien als „moralische Instanz“ und als „Idealisten“ verteidigt werden. Ausgerechnet diejenigen, die sich um elementare materielle Belange sorgen, die nicht ersticken, nicht verdursten, nicht verhungern wollen, erhalten den Stempel des „Idealismus“ aufgedrückt (Originalton einer 18-jährigen Demonstrantin: „Ich hab manchmal das Gefühl, ich werd meinen 50. Geburtstag nicht mehr erleben“, *SZ* vom 27.05.2019). Wer sich dagegen den Anforderungen der kapitalistischen Geldbewegung fügt, wer dem Abstraktum Geld zuliebe mitwirkt an zerstörerischen Prozessen wie der Autoproduktion, ist anscheinend ein „Materialist“. Tatsächlich ist dieser Gegensatz „Idealismus“ – „Materialismus“, rein eine Sache der Philosophie, längst schon aufgehoben im Marx'schen Begriff der Produktionsverhältnisse, zu denen eben auch die Fähigkeit des Menschen gehört (und in den Zeiten der blinden Vergesellschaftung notwendiger Weise gehört), religiöse und philosophische Ideen hervorzubringen, eben dem Stand der materiellen Produktion entsprechend. Er macht bei dem heute erreichten Niveau der Vergesellschaftung keinen Sinn mehr, ebenso wenig wie die anderen vom abstrakten Denken festgehaltenen Gegensätze. Gerade sie aber werden hier wieder aufgewärmt – und zwar verkehrt herum! „Finanziell“ ist „materiell“, „nicht-finanzi-

ell“ ist offensichtlich „ideell“. Als ob nicht das Geld selbst, das als modernes Kreditgeld keine Wertsubstanz mehr besitzt, die höchstmögliche Form des über alle materiellen Belange hinwegtrampelnden Idealismus darstellen würde. Man denke nur an die Schließung von Krankenhäusern, weil sie nicht hinlänglich „rentabel“ sind.

„Altruistisch“ ist es, wenn man nicht verdursten und nicht ersticken will, „egoistisch“ ist es, sich den Anforderungen der kapitalistischen Geldbewegung zu unterwerfen. Bei so viel babylonischer Sprachverwirrung sollte man es auch mit den politischen Richtungsbezeichnungen von „Links“ bis „Rechts“ nicht allzu genau nehmen. Schon Ernst Jandl, den ich hier zitiere, hatte damit seine Schwierigkeiten. Es sind eben ideologische Brocken, Restbestände aus den Zeiten der abstrakten Vergesellschaftung, mit denen wir es zu tun haben. Höchste Zeit, rücksichtslos gegen sie zu verfahren. Sogar in den Mainstream-Medien mehrten sich die Stimmen, die davon abraten, die Äußerungen aus der „rechten Ecke“ im Wortsinne ernst zu nehmen. „Dahinter stecken oft soziale Bedürfnisse“, sagte jüngst ein überaus kluger Mann über die heute grassierenden Verschwörungsmymen („Es könnte knallen, ich brauche Hilfe“, *SZ* vom 28.12.2021), und es könnte wahrhaftig sein, dass er recht damit hat.

Wer in den Konkurrenzsituationen, die er von Kindesbeinen an zu bestehen hatte, oft genug den Kürzeren zog, der wird in einer Welt, die ihm ständig vorsagt, welche Chancen und Perspektiven sie zu bieten hat, unweigerlich Aggressionen entwickeln.

Wer in den Konkurrenzsituationen, die er von Kindesbeinen an zu bestehen hatte, oft genug den Kürzeren zog, der wird in einer Welt, die ihm ständig vorsagt, wie bequem und sinnreich sie eingerichtet ist, welche Chancen und Perspektiven sie zu bieten hat und wie preiswert die Handys sind, unweigerlich Aggressionen entwickeln. Entweder gegen sich selbst als den notorischen Loser und Versager, oder gegen – ja, gegen wen eigentlich? Gegen diejenigen, die ihn betrogen und mit *fake news* an der Nase herumgeführt haben? Gegen die „Verantwortlichen“? In der technisch-funktionalen Struktur, die unser Leben bestimmt, sind solche Missetäter, die man bestrafen, an denen man sich rächen könnte, leider nicht zu finden. Also muss man sie wohl *erfinden*. „Es gibt in den Verschwörungstheorien immer eine menschliche

Neuerscheinungen



Der »globale Krieg gegen Frauen«

Rita Segato
Femizid

Der Frauenkörper als Territorium des Krieges
288 Seiten | 19.80 €



Sozialrevolutionäre Praxis im Quartier

Vogliamo tutto (Hg.)
Revolutionäre Stadtteilarbeit

Zwischenbilanz einer strategischen Neuausrichtung linker Praxis
208 Seiten | 16 €



Detailscharfer Blick auf Strukturen und Netzwerke in Europa und den USA

Andreas Kemper
Privatstädte

Labore für einen neuen Manchesterkapitalismus
184 Seiten | 14 €



Internationale Interventionen

Harpreet Kaur Paul & Dalia Gebrial (Hg.)
Eine Welt – ein Klima

Globale Perspektiven auf einen gerechten Green New Deal
184 Seiten | 14.80 €



Für eine neue Klassenpolitik in Zeiten zunehmender Prekarisierung

AngryWorkers
Class Power!

Über Produktion und Aufstand
528 Seiten | 24 €



Eine Verhältnisbestimmung zweier zentraler Politik-konzepte

Alkin & Geuer (Hg.)
Postkolonialismus und Postmigration

360 Seiten | 18 €

Das ganze Programm online unter:
www.unrast-verlag.de

Komponente, gegen die man vermeintlich etwas tun kann“, heißt es in dem zitierten Beitrag aus der *Süddeutschen*. Wir leben in einer Maschinenwelt, die nur so strotzt vor lauter Objektivität und standardisierten, Arbeitskosten sparenden Abläufen. Das Personal wird abgebaut, und per Email und automatischer Ansage erfahren wir, dass unser Anliegen wichtig ist, dass unsere Meinung zählt, und dass überhaupt „der Mensch im Mittelpunkt“ steht. Vermeintlich. Beatmungsgeräte gibt es reichlich – aber ach, sie müssen bedient werden. Eine sehr komplexe Problematik, für deren Bewältigung es unbedingt eine „Ethikkommission“ braucht.

Was die Reaktionäre bei aller Vielfalt der Erzählungen und Gerüchte eint, ist die Stimmungslage: ein abgrundtiefer Hass, der unübersehbar zur Tat drängt. Und zwar zur politischen Tat, wie man in erster Annäherung sagen könnte, jedenfalls zu einer, die über die Privatsphäre, in der die Gewalt ohnehin endemisch ist, hinausdrängt. Mit Blick auf die Schusswaffen, die bei den spektakulären Mordtaten der letzten Jahre zum Einsatz kamen, könnte man meinen, dass sich hier eine perverse Art von Sehnsucht äußert. In der anonymisierten, von lauter „Sachzwängen“ gesteuerten Gesellschaft möchte man endlich einmal wirkliche Menschen „treffen“. Es scheint, dass eine Art Richtungssuche begonnen hat. Das vage Gefühl, von der Glitzerwelt der Konsumgesellschaft betrogen zu werden, das Unbehagen angesichts der von uns geforderten Dauerzuversicht, das alles will heraus aus dem Ungefähren und Verschwommenen. Könnte sein, dass jene Rundum-Aggressivität, die in den Amokläufen der Neunziger und Nuller-Jahre so eindrucksvoll in Erscheinung trat, abgelöst wird von einem Hass, der in Richtung System-Feindschaft unterwegs ist. Es ist zwar primitiv und lächerlich, mit welchen Sprüchen und Methoden sich der Straßen-Mob gegen das „System“ in Stellung bringt, es zeichnet sich darin aber eine Spaltung der Gesellschaft ab, die mehr ist als bloß eine Meinungsverschiedenheit unter Demokraten. Durch das „Zusammenhalts“-Gestammel des demokratischen Moralismus wird sich daran nichts ändern.

Die Schere zwischen Arm und Reich öffnet sich immer weiter, die sozialen Brennpunkte nehmen an Zahl und Umfang zu, Obdachlose und Bettler machen sich im Straßenbild bemerkbar – und was bekommen wir von den Mainstream-Medien serviert? Sorgen, Klagen, Betroffenheiten. Und immer

wieder die Forderung nach mehr Therapie: Lerntherapie für die reizüberfluteten Kinder aus „bildungsfernen Schichten“, Verhaltenstherapie für geprügelte Ehefrauen, Bewegungstherapie für Leute mit Übergewicht und Haltungsschäden, Ess-Therapie, Atem-Therapie, Meditations-Therapie, Motivations-Therapie, Sexual-Therapie, Tanz-, Mal-, Musik-Therapie, usw. usf. Lauter Abhilfen, die bestens dafür geeignet sind, die Abgehängten und Zukurzgekommenen, die in anderen Zusammenhängen als „mündige Bürger“ gehätschelt werden, in ihrem Hass auf das samtweiche Gutmenschentum der demokratischen Konkurrenzgesellschaft zu bestärken. Politisch ist die Reise zurück angesagt, die Reaktionäre tendieren zu einer Staatsmacht, die noch als Person zu erkennen ist. Ein Politiker, der sich als beleidigte Leberwurst inszeniert, und der, wenn man ihn „reizt“, den brutalen Haudrauf zu geben versteht, dürfte für den aus Minderwertigkeitsgefühlen sich speisenden Hass die passende Identifikationsfigur sein.

Etwas Gutes oder Konstruktives kommt dabei sicher nicht heraus. Jedenfalls nicht auf kurze Sicht. Als Kollektiv sind die modernen Reaktionäre, die sich Egomane wie Donald Trump oder den resentimentgeladenen Wladimir Putin zur Galionsfigur wählen, nicht handlungsfähig. Aber sie sind ein Ausdruck der kapitalistischen Krise, und sie können durchaus einen Beitrag zu ihr leisten. Indem sie ihr abstraktes Ego rücksichtslos zur Geltung bringen und gewalttätig werden, stellen sie immerhin eine Funktionsstörung dar. Und Dysfunktionalität in einem System, dessen Wesen darin besteht zu funktionieren (für beliebige Zwecke, versteht sich, Hauptsache, es findet sich ein „Investor“), ist schon per se ein Desaster. Was aber für das kapitalistische System als ganzes schädlich ist, kann für unsere stoffliche Existenz durchaus von Vorteil sein. Das haben wir in der Pandemie gesehen, als die CO₂-Emissionen plötzlich sanken und das Atmen endlich einmal freier wurde.

Die andere Reaktion

Auf diese Dialektik, wonach das, was in der kurzfristigen Absicht der Menschen liegt, sich langfristig und im Ganzen gesehen anders auswirkt, als ursprünglich gedacht, sollten wir auf unserem Weg in die postkapitalistische Gesellschaft allerdings nicht bauen. Sie überwölbt ja die gesamte kapitalistische Epoche: Das private Motiv, das vom gesellschaftlichen Zusammenhang, soweit er nur ein religiöser oder moralischer Appell ist, absieht (weshalb die „Bourgeoisie“ in den Augen der Mo-

ralisten immer „schlecht“ aussieht), arbeitet als der „Maulwurf“ der Produktivkraftentwicklung daran, ihn als solchen, nämlich stofflich-real, allererst herzustellen. Von jetzt ab sollte es ohne dialektische Verrenkung weitergehen.

Als stoffliche Realität ist das gesellschaftliche Ganze nämlich von anderem Kaliber, als es ein bloß moralischer Imperativ ist. Wenn das, was ich (mit Hilfe der modernen Produktionsmittel) in der stofflichen Welt anrichte, allgemeinen Charakter hat, dann bekomme ich, als Bestandteil der Allgemeinheit, die Folgen meines Tuns gleichsam am eigenen Leib zu spüren. Die Luft, die zu verpesten ich mithilfe, muss ich selbst einatmen, das Wasser, das ich mit Schadstoffen belaste, selbst trinken, usw. usf. Je deutlicher sich die stoffliche Wirklichkeit als dieser Zusammenhang zu erkennen gibt, desto weniger leicht ist es, auf dem abstrakten Egoismus der geldverdienenden Monade zu beharren. Dem moralischen Imperativ genügt es, wenn ich den gleichen monadischen Standpunkt auch bei allen anderen Egoisten meiner Art gelten lasse und anerkenne. Der private Egoismus, bei dem sich laut Adam Smith das allgemeine Wohl automatisch ergibt, hinter dem Rücken der vielen kleinen Warenproduzenten, aus denen seinerzeit die bürgerliche Gesellschaft bestand, wird mit der direkten Vergesellschaftung der Produktion aber obsolet. Das Geldmotiv, dem er unterworfen ist, gerät angesichts der stofflichen Wirklichkeit in Schiefelage, es erscheint oft als widersinnig und verrückt (wenn etwa Jeff Bezos eben mal so zum Spaß für eine Milliarde Dollar einen Ausflug ins Weltall unternimmt), und zunehmend wird es als sachfremder Zwang empfunden. Der hoch vergesellschaftete Zustand, in dem ich lebe, vertreibt mich aus jenem Egoismus, der das Paradies seines guten Gewissens allein schon in der Gesetzestreue findet, und er drängt mich zu einem anderen Egoismus, einem, bei dem es nicht mehr ums gute Gewissen, sondern ums gute Leben selber geht.

Wollte man sich eine „Partei“ ausdenken, die sich gegen die Dominanz der kapitalistischen Geldbewegung zu wenden vermag, dann müsste sie natürlich aus Menschen bestehen, die zwischen der Notwendigkeit des Geldverdienens einerseits und dem, was stofflich-empirisch ein gutes Leben ausmacht, andererseits zu unterscheiden wissen. Mindestens sollten sie im Geld bloß ein Mittel zum Leben sehen, nicht etwa eine Glücksgarantie. Am besten aber, sie betrachten und empfinden es als eine Schranke und Einengung ihrer Lebensmög-

lichkeiten, als eine Plage, die sich dem guten Leben auf der Erde in den Weg stellt. Solche Menschen gibt es schon eine ganze Menge. Man denke an die *Slow-food*-Bewegung, an die *food-watcher* und an die Aktivisten des *Containers*, die die als Waren nicht mehr, als Nahrungsmittel aber sehr wohl brauchbaren Lebensmittel aus den Abfallbehältern der Supermärkte entwenden: das physische Bedürfnis in direkter Konfrontation mit dem Rechtsinstitut des Privateigentums. Lässt sich der Widerspruch von Geld und Leben einfacher darstellen? Auch das *Car-sharing* gehört hierher, den Wachstumsraten der Autoindustrie abträglich, dem eigenen Geldbeutel und der Umwelt zuträglich. Erwähnenswert sind auch jene Propagandisten der Sparsamkeit, die, vom „irrationalen Überschwang“ der Finanzmärkte reichlich mit Geld ausgestattet, darin ein Mittel sehen, sich bereits in jungen Jahren, ab 40 etwa, ganz aus der Erwerbsarbeit zu verabschieden (*Fire: Financial independence retire early*), um sich wichtigeren Dingen als dem Gelderwerb zuzuwenden – in der freilich illusionären Erwartung, dass der Rest der Gesellschaft hübsch weiter funktioniert in der gewohnten geldverdienenden Weise, um ihre wenn auch bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen. Die Kritik der Lohnarbeit als Propaganda der frühen Berentung: ein schöner Ausdruck für den in vieler Hinsicht alt gewordenen Kapitalismus unserer Tage. Immerhin zeigt sich auch hier, in dieser Art des Eskapismus, ein stimmungsmäßiges Abrücken von den herrschenden Selbstverständlichkeiten.

Eigentlich gilt das für alle Initiativen, Bewegungen, Maßnahmen und Verhaltensweisen, die dem menschlichen Leben auf der Erde zuträglich sind, indem sie sich in der je konkreten Situation gegen

das umstandslose Funktionieren der kapitalistischen Verbrauchs- und Verwertungslogik stellen. Ob ein Bauer auf den ertragsteigernden Einsatz des Insektenvernichters Glyphosat verzichtet, ob Umwelt-Aktivisten ein Naherholungsgebiet wie den Hambacher Forst besetzen, um ihn vor der rechtlich genehmigten Abholzung zu bewahren, ob eine Nicht-Regierungs-Organisation Rettungsschiffe ausrüstet, um in Seenot geratene Menschen aus dem Mittelmeer zu fischen, Rentner sich um Flüchtlinge kümmern und ihnen ein Obdach in der eigenen Wohnung bieten oder Handwerker in Gratisschichten die Häuser von Flutopfern instandsetzen: In diesen und vielen anderen Fällen sind Menschen aktiv, denen man unterstellen darf, dass ihnen die stoffliche Seite der Wirklichkeit wichtiger ist als der Drang zum schnellen Geld. Der abstrakte Egoismus des Ware-Geld-Individuums, der, weil er die Menschen voneinander trennt und füreinander zu Konkurrenten macht, niemandem guttut, schon gar nicht dem Egoisten selbst, wird hier ersetzt durch eine andere Art des Egoismus: einen, der sich lieber im Einklang mit der menschlichen Physis befindet als im Widerstreit mit ihr.

Dem Wortsinne nach sind natürlich auch die hier geschilderten Verhaltensweisen reaktionär. Denn ebenso wie im Falle der politischen Reaktion wird hier *reagiert*, nämlich auf Probleme und Phänomene, wie sie der globale Kapitalismus aktuell eben mit sich bringt. Allerdings steht bei den betreffenden Aktionen und Initiativen die jeweilige Sache im Vordergrund, sie wird mit den vorhandenen Mitteln und Möglichkeiten unmittelbar praktisch angegangen, eine besondere politische Ideologie, ein Konzept zur Eroberung der „politischen

Streifzüge - TRANSponsoring

Unser Projekt ist Denktank und Werkbank, beides bedarf infrastruktureller Ausstattung und somit regelmäßiger Fütterung. Kleine Gaben in Form von Daueraufträgen ab 10 Euro im Monat (oder im Vierteljahr, im Halbjahr, oder jährlich) helfen uns weiter.

Infos unter www.streifzuege.org/trans-trafo-abo

Ohne euch geht es nicht!

Macht“, die dann aufs Ganze gehen und Alles umwälzen werde, ist damit üblicherweise nicht verbunden. Es geht nicht um das „Verwirklichen“ von ewigen Menschheitswerten, der Zweck, der jeweils verfolgt wird, liegt in der Sache selbst. Ein Baum, der im Zuge einer Aufforstungsaktion gepflanzt wird, ist eben ein Baum, der gepflanzt wird – nicht mehr und nicht weniger. Und die Stadtteilgruppe, die sich im Stadtpark oder entlang eines Flussufers zum Müllsammeln aufmacht, zielt auf die Beseitigung des Mülls, die Sache hat ihren Wert in sich. Ähnlich steht es mit dem *urban gardening*, das vielerorts betrieben wird, oder mit den Ansätzen zu einer „solidarischen Landwirtschaft“. Den Beteiligten geht es hier und heute um eine Verbesserung der Lebensqualität. Ich glaube, es war Karin Struck, die ihre Absage an die Tauschlogik so formulierte: Wenn Du mich küssen würdest, *um mich zu küssen* – was für eine Revolution!

Natürlich gibt es genügend Politikaster, die, mit der Konstellation der alten Zeiten im Kopf, bei den verschiedenen Initiativen und Aktionen bloß aus taktischen Gründen mitmachen, um sich dort als Sprachrohre jener Abstraktionsebene zu betätigen, bei der es um „Alles“ geht, um das „große Ganze“. Mit der Propaganda des „ganz anderen Systems“ meinen sie, den Praktikern eine Neuigkeit zu verkünden, sie prallen aber ab an dem heute erreichten Grad der Vergesellschaftung. Er sorgt dafür, dass die etwa intendierte Allgemeinheit schon von vornherein in der jeweiligen Aktion enthalten ist. So wenig das abstrakte Individuum einen Begriff hat von seinem eigenen historischen Gewordensein, so wenig ist den politisch Gläubigen klar, dass das Zeitalter der „Politisierung“ vorbei ist und dass sie sich in einem gesellschaftlichen Zustand befinden, der bereits als das *Resultat* jener Epoche aufzufassen ist. Erst die Macht erobern, dann die Schulen bauen, heute den Gürtel enger schnallen, damit es morgen umso besser und schöner wird, heute grausam sein, um „der Freundlichkeit“ den Boden zu bereiten (Brecht): Dieses politische Zweck-Mittel-Denken gehört meines Erachtens in die Vergangenheit – jedenfalls der fortgeschrittenen kapitalistischen Länder.

Der juristischen Form nach sind es Privatpersonen, die sich zu den verschiedenen Initiativen zusammenfinden, was sie aber bewegt, sei es die Klimakatastrophe, seien es die in unserer Nahrung enthaltenen Umweltgifte, hat allgemeinen Charakter. Die einzelne Aktion mag lokal beschränkt sein, die Köpfe der Aktivisten sind es nicht. Um

sich zusammenzufinden und miteinander zu verständigen, müssen sie längst keinen Umweg mehr gehen, weder über den Markt noch über die Glaubenssätze einer politischen Partei. Die sozialen Bewegungen entspringen der öffentlichen Diskussion, werden begleitet von der öffentlichen Diskussion und wirken zurück auf die öffentliche Diskussion. Der vom Kapitalismus geschaffene Reichtum an kommunikativen Möglichkeiten stellt ihnen die nötige Infrastruktur zur Verfügung. Und selbstverständlich repräsentieren auch die in Bewegung gekommenen Menschen unmittelbar selbst, ihre Informiertheit, ihr Wissen, ihre praktischen Fähigkeiten den Reichtum, den zwei- oder dreihundert Jahre kapitalistischer Vergesellschaftung mit sich gebracht haben.

Der Kapitalismus versorgt uns nicht nur mit den Katastrophen, die uns aus der ohnehin viel zu eng gewordenen Privatsphäre hinauszwingen (wir schleppen sie eh nur noch als Mentalität mit uns herum), er stellt auch die Mittel bereit, die wir zu ihrer Bewältigung brauchen. Und dazu gehören eben auch Menschen, die dazu imstande sind, ohne juristische oder militärische Vorkehrungen miteinander zu reden und gemeinsame Projekte durchzuführen. Sie ergänzen die staatliche Allgemeinheit, sie treten in Konkurrenz zu ihr, und letztlich, indem sie für den Staat ersatzweise einspringen, stellen sie ein Moment der Aufhebung dieser Art von abstrakter Allgemeinheit dar. Es ist die hochentwickelte Zivilgesellschaft, die sich auf diese Weise bemerkbar macht. In ihr sind schon längst die Kompetenzen und Fähigkeiten vorhanden, die es braucht, um das Auseinander und Gegeneinander von „öffentlich“ und „privat“ zu überwinden. Sie ist die Voraussetzung, man könnte sagen: das stofflich-empirische „Apriori“, das dazu berufen ist, das stillschweigend herrschende Apriori der den Kapitalismus konstituierenden Abstraktionen abzulösen.

ENDE DER SERIE

Franz Schandl

Eingesessen und Ausgesessen

Über den Stammtisch und seine Knotzer. Ruf. Verruf. Nachruf.

Teil I

Immer wieder ist die Rede von ihm. Die einen meinen ihn zu haben, die anderen möchten sich auf ihn berufen, und die dritten wollen ihn zurückerobern. Doch wovon reden sie, wenn sie von ihm reden?

Nicht jeder Besuch im Gasthaus ist der Rubrik des Stammtischs zuzuordnen. Man kann essen gehen, man kann Zeitung lesen, einfach herumhängen, sich betrinken, man kann Karten oder Schach spielen, man kann sich mit Freunden und Bekannten treffen, Geschäftstermine oder Verabredungen wahrnehmen etc. Der Stammtisch verspricht hingegen etwas Besonderes. Bereits die erste Deutung des Wortes legt dies offen. *Stamm!* Da stamme ich ab, da gehöre ich hin, da will ich nicht weg! Es dominiert ein affines und rituelles Verhältnis zu den eigenen Bedingungen und eine abwehrende Haltung gegenüber allem Ungewohnten, Fremden und Neuen. *Tisch!* Da sitze ich gern, da sitzen die Kumpels, da sitzen wir, also *wir!* Am Stammtisch sind Herkunft und Zukunft an die Tischbeine gekettet. So aneinandergekettet, ist Stallgeruch die logische Konsequenz. In der Regel sitzen am Stammtisch Stammgäste. Es geht um die Kontinuität der dort Eingesessenen.

Stamm und Tisch

Stamm und Tisch suggerieren die sitzengebliebene Einheit der sich gegenseitig zur Kenntnis gebrachten Gehörigkeiten. Man hört sich nicht nur zu, *gehörig* meint weiters sowohl zugehörig als auch gefällig. Man gehört also zusammen und es gehört sich auch so. Zusammengehörige hören Zusammengehöriges. Der Stammtisch versteht sich als Bollwerk des Soseins gegen das Anderssein. Man labt sich an Selbstvergewisserungen. Und zwar nicht nur an affirmativen, sondern an überaffirmativen. Konservativ bis reaktionär ist des Stammtischs Grundhaltung. Da er abwehren will, und noch dazu suggeriert, immer wieder zu verliehen, ist die Enttäuschung stets zugegen, schreit „das Handfeste“ nach griffigen Händen, nach Ordnung, nach Machern, die da endlich reinen Tisch

machen. So hätte er es gern. Das Gehörige meint daher auch ungehörig sein zu müssen.

Sitzengebliebene erheben sich zur ideellen Tat. Gerne würden sie was anstellen. Geschickt anstellen sie sich freilich nicht. Die Verschworenen sind keine Verschwörer. Der Rat, der die Tat beflügeln soll, säuft oft schon im dritten Getränk ab, und das ist auch gut so. Knotzer bleiben knotzen. Wenn sie aufstehen, ist kein Aufstand in Sicht, da gehen sie dann bloß heim. *Knotzen* ist übrigens mehr als ein Synonym für sitzen. Knotzen bedeutet auch ein beharrliches Hängenbleiben, ein Nicht-Aufstehen-Wollen. Wenn man knotzt, hat man nicht einfach Platz genommen, man setzt sich nicht nur nieder, man will und wird hocken bleiben. Die Platzeinnahme ist ausdrückliches Bekenntnis, nicht zufälliges Ereignis. Noch deutlicher wird das, wenn wir vom Verb zum Substantiv wechseln. Hauptwörtlich gebraucht, definieren sich Knotzer nicht bloß als Sitzer (auch wenn sie gelegentlich einen sitzen haben). Sie möchten außerdem auch bedient und bewirtet werden, was ihre Aufstehschwierigkeiten zusätzlich fördert. Meist haben wir es hier mit Männern zu tun, die nicht nach Hause gehen wollen. Zumindest nicht gleich oder bald, sondern später. Das Kommen fällt stets leichter als das Gehen.

Trotz mancher scharfen Konturen, haben sich Stammtische in den letzten Jahrzehnten als weitgehend durchlässig erwiesen. Man trifft sich mit zwar mit Seinesgleichen, aber deren Korsett schnürt nicht die Klasse. Klasse ist ein untergeordneter Aspekt, es dominiert vielmehr eine gemeinsame ideologische Zurichtung und Weltanschauung, ein Hausverstand, der nicht unbedingt als einer der sozialen Interessen zu dechiffrieren ist, sondern kulturindustrieller Konditionierung folgt. Er ist medial geformt, nicht sozial bestimmt. Es geht mehr um Gesinnung und Haltung als um Schichtung. Klassenunterschiede sind am Stammtisch flacher gehalten als etwa in Fabriken oder

Büros, Medien oder Universitäten. Die Distinktion ist nicht allzu groß, da mögen die Teilnehmer noch so unterschiedlich ausgestattet sein. Der Stammtisch nivelliert. Seine Selektion erfolgt primär nicht nach sozialen Kriterien. Nur Deklassierte (Arbeitslose oder gar Obdachlose) tun sich übermäßig schwer mit der Eingliederung, was in erster Linie vom finanziellen Defizit her rührt und zweitens mit gesellschaftlicher Ächtung zu tun hat, wie sie ebenfalls gerade auch *innerhalb* der sozial Schwächeren anzutreffen ist.

Am Stammtisch geht es um das Wiederherstellen des mentalen Gleichgewichts der dort versammelten Exponate. Sie stellen sich nicht in Frage, sie bringen sich in Stellung und versichern sich der Antwort. Es geht um Bestätigung und Übertragung geläufigen Unbehagens, das sich meist hurtig zu Vorurteilen und Ressentiments verdichtet. Das ist kein Zufall, sondern essenziell prädestiniert. Stoff dafür ist ein Rohstoff, der roh bleibt, weil er nicht wirklich verarbeitet wird. Das Unbehagen, das wir hier nicht disqualifizieren wollen, folgt einem Nicht-Zurechtkommen, das sich als einfacher Widerspruch manifestiert.

Der Schritt zur Kritik ist schwierig, weil verstellt, der zum Ressentiment leicht, da offen. Der Weg, der am Stammtisch eingeschlagen wird, ist der kürzeste. Anstatt sich analytischen Mühen zu unterziehen oder sich gar dialektischer Widrigkeiten auszusetzen, benennt man gemeinhin Schuldige, sieht sich als Opfer und wäre gerne Täter. Oft regiert die (alkoholisierte) Ohnmacht. Diese Ohnmacht gebärdet sich allerdings als Übermacht, als Lufthoheit und Flächenbombardement. Zustimmung macht die Runde. Die Apologeten des „So und nicht anders“ sind unter sich. Sie halten sich in Schach und bringen sich auf Trab. Am Stammtisch agieren aber weniger politisch Aktive als politisch Reaktive. Über den spezifischen Zusammenhang von Alkohol und Stammtisch, Politik und Männlichkeit wäre noch eigens zu referieren. Auf jeden Fall gibt es Kohärenzen, die nicht vom Tisch zu wischen sind, sondern geradezu auf den Stamm verweisen.

Stamm meint anhalten können, *Tisch* meint dabei sein. Der Stammtisch ist eine biologisch-ideologische Rückversicherung. Da nicht nur ich so denke, kann nicht dumm sein, was ich meine. Das ist eine bestechende, um nicht zu sagen: bestochene Logik. Analytische Askese ist hingegen strukturell. Es ist nicht der Versuch, zu verstehen, es herrscht die

trotzige Ansicht, schon immer alles verstanden zu haben. Und daher weiß man auch alles besser. Theorie ist verpönt. Eine Atmosphäre des Soseins und eben nicht anders, weder anders wollen noch anders können, prägt diese Zusammenkunft. Der banale Gedanke, dass das Dasein kein Sosein sein muss, er fehlt völlig. Und so er nicht fehlt, ängstigt er. Das eingeengte Repertoire, die stets gleiche Choreographie und Phraseologie, die Endloschleifen der Konvention, folgen einem ehernen Ritual. Heute könnte gestern gewesen sein, und morgen wird es nicht anders sein.

Nur selten erhebt der Stammtisch sich über die sinnliche Vernunft dieses praktizierten Hausverständs. Auf jeden Fall erkennt er an Tatsachen keine Verhältnisse, er bestätigt sich bloß in seinen kruden Vorstellungen von Ursache und Wirkung. Dass Missstände an Zuständen hängen, ja mit ihnen verwoben, nahezu identisch sind, will diesem Zugang nicht in den Sinn kommen. Man kommt über erste Regungen, die Erregungen ohne Befriedigungen sind, nicht hinaus. Das Gesagte verendet als Sudern, Sumpfern, Nörgeln, Schwätzen, Meckern, Raunzen, Pöbeln meist in leeres Gerede. Eine bewährte Ansage jagt die nächste. Das Jammern wird nicht als Aufstand gegen den Jammer verstanden, sondern als Einstimmung auf diesen. Man weiß nicht so recht, was man will, aber man sinnt auf Revanche, auch in der Wahlzelle. Der Denkkettel betritt sodann die Bühne. Stimmen werden zu Gegenstimmen. Wut wählt. Diese Mischung aus Ratlosigkeit und Verärgerung wird instrumentalisiert durch Politiker, die behaupten, einen entschiedenen Kurs fahren zu können. Sie sprechen dabei ganz die Sprache der Stammtische. Stammtische sind ein Reservoir, aus dem der Populismus schöpfen kann.

Der Stammtisch ist stets für sich, ohne allerdings bei sich zu sein und zu sich zu kommen. Er ist der permanent niedergeschlagene Putsch, ein Aufstand selbstermächtigender Ohnmacht.

Am Stammtisch herrscht beizeiten ein virales Vokabular, eine abgekartete, somit dunkle Gewissheit. Dauern steckt man sich gegenseitig an. Am Jargon erkennen und ergötzen sich die seinen. Zusammenhänge interessieren kaum. Der Stammtisch ist stets für sich, ohne allerdings bei sich zu sein und zu sich zu kommen. Er ist der permanent niedergeschlagene Putsch, ein Aufstand selbster-

mächtiger Ohnmacht. Unlust führt nicht zur Verneinung, sondern zur Überhöhung derselben. Leiden soll durch Leiden korrigiert und kuriert werden. Oft suhlt man sich im Schmerz, den man nicht tilgen oder zumindest lindern will, sondern verallgemeinern. Man nimmt sich als Opfer wahr, das dauernd benachteiligt wird. Angenehmer wäre es, Täter zu sein, und damit liebäugelt man auch. Nicht, dass man sich als Opfer sieht, ist übrigens das Problem – wir alle sind in unterschiedlichem Ausmaß Opfer und Täter in unseren bürgerlich konstituierten Zusammenhängen. Die Frage ist, wie dieses Opfer begründet, wie es dimensioniert und was daraus abgeleitet wird.

Stamm und Mann

Der Stammtisch ist ein Der-Der. *Der Stamm. Der Tisch.* Der Stammtisch ist als gemeinsamer Tisch der männlich-bestimmten Abstammungsgemeinschaft zu entziffern. Der Stammtisch ist ein Ort projektierter Überheblichkeit und produzierter Überlegenheit maskulinistischer Selbstbestätigung. Eine Instanz des Absicherns ideeller Herrschaft imaginiertes Herren. Es ist schwer, dort aus der Rolle zu fallen, weil nur eine Rolle vorgesehen ist, die der *gegenseitigen Ratifizierung*. Es ist eine fetischistische Zeremonie der Stoßgebete an einem religiösen, also verzauberten Ort. Ritualisiertes Reden in Rotation. Da wird weniger diskutiert als proklamiert und deklamiert. Man weiß Bescheid. „Ich sag dir ...“ Das serielle Gerücht wird geradezu hoch gezüchtet und heiß gekocht. Man will nicht über sich hinausgehen, man will unter sich bleiben. „Unter uns gesagt“ begeben sie sich tatsächlich „unter sich“. „Über uns“ wird dort abseits der Charaktermasken nicht gesprochen, aber für dieses „unter uns gesagt“ ist das auch gar nicht nötig, es verweist vielmehr auf eine eherne Gemeinschaft von Verschworenen. „Wir“, das sind nicht Individuen, sondern Exponate eines sich gleichschaltenden Typs. Eine Art ideeller Reservearmee von Herrschaft und Konvention. Das Unten ist das Unten des Oben.

Am Stammtisch unterbieten dessen Teilnehmer sogar ihr eigenes Niveau, gefallen sich in der kollektiven Beschränktheit des Eh-Schon-Wissens. Es ist wie eine Rückkehr, ein Abfeiern der Regression im Zeichen diverser Gewissheiten. Es herrscht das Mitgerissen-Sein. Indes, der Stamm resümiert nicht bloß, er resigniert, ohne es zu wissen. Defensive wird überspielt und verdrängt. Resignation wird nicht als trauriger und armer Reflex wahrgenommen, sondern umgekehrt als entschiedenes Insis-

tieren aufgefasst. Zum Trotz! Trotzdem! Nichtsdestotrotz! Man erhebt und ertüchtigt sich durch ständige Projektionen. Der Trotz steht nicht zur Disposition, er hält zusammen.

Der Stammtisch neigt zur einfachen Losung wie zur einfachen Lösung. Daher wird schnell und scharf geschossen. Die männliche Instanz setzt auf Entladung, nicht auf Entwicklung. Es ist der (real wie unreal) zu kurz gekommene Männerbund, der als lose Bande dort zu sich kommt, indem er außer sich gerät, aber dann doch hocken bleibt. So ein richtiges Racket wird er nicht. Typische Floskeln sind: „Ich hab’s immer schon g’sagt.“ „Das sieht ja ein Blinder!“ „Das weiß doch jeder!“ „Eh klar!“ „Ganz genau!“ „Völlig richtig!“ Neuerdings auch „Kein Thema!“ Im Ausrufezeichen ist er in seinem Element. Das Narrativ erscheint als Imperativ. Doch dieser illustriert nur die Schwächen, er ist Bluff, verliert sich regelmäßig in Angeberei. Gemeinsames Halluzinieren entfaltet sich. Zu den Stammtischen sind die Männer aus ihren Familien geflohen. Zumindest für eine Auszeit. Sie sind den Anforderungen und Verbindlichkeiten entronnen, können für wenige Stunden der Unverbindlichkeit frönen und sich ihre Überzeugungen durch Überredungen bestätigen lassen. Aussagen werden mächtig, wenn sie nicht nur ins Gerede kommen, sondern zum Gerede werden. Man erkennt das an der Kumulation gängiger Phrasen. An den Tischen wird ein Jargon des Soseins gepflegt. Es ist keine Sprache, die sich sucht, es ist ein Spruch, der sich immer wieder findet. Je gängiger, desto eingängiger. Angebotet wie angeboten werden Versatzstücke bürgerlicher Essentials. Der Stammtisch ist der ausgelagerte Stammsitz der kleinen Männer, eine Burg für Bürger oder besser noch eine kleine Burg für Kleinbürger. Es herrscht ein ungeschriebenes Statut, es hat sich eingessessen und eingebürgert.

Während Frauen zu Hause wirklich aufräumen, träumen Männer oft vom großen Aufräumen draußen. Was selbst traditionell sich unterordnende Frauen mächtig ärgert, das sind die vielfach herausgenommenen Überzeiten. Da hat sie nicht nur gekocht, geputzt und vorgesorgt, und dann erscheint der Typ nicht einmal pünktlich zum Essen. Der überzogene Frühschoppen verdirbt so manchmal die Laune des Familiensonntags, sintemal da wieder einer knotzen geblieben ist. Zusätzlich zur selbstverständlichen Zuweisung der Rolle folgt auch noch deren Missachtung. Solch Verhalten ist doppelt degradierend.

Man meint hier also dezidiert Männer, wobei diese Definition nicht nur biologisch zu verstehen ist. Frauenstammtisch sagt, dass Frauen jetzt auch etwas haben *wie* Männer und sich auch so verhalten dürfen. Solch Emanzipation verläuft auf den Schienen des männlichen Vorbildes. Solch Emanzipation huldigt schlechterdings der männlichen Figur als Leitfigur, bestätigt sie als unüberwindbare Hürde des Gesellschaftlichen. Solch Emanzipation ist zutiefst unkritisch, ein Abziehbild. Hörig ist sie schon, zugehörig möchte sie werden. Und zwar gerade deswegen. Das Männliche wird nicht vom Sockel gestoßen, der Sockel wird verbreitert. Herrschaft steht nicht zur Disposition, sondern jene Position soll von und für uns Frauen erobert werden. Konkret nennt man das dann in unserem Fall Geschlechtergerechtigkeit. Alle demokratischen Bewegungen lechzten übrigens genau danach, nach Gerechtigkeit. Mehr als einen Fanatismus der Gleichstellung haben sie nicht aufzubieten. Vorhaben dieser Sorte wenden sich nicht gegen Unterdrückung, sondern nur dagegen, selbst unterdrückt zu werden. Der Punkt ist bloß, dass jene einen trifft, nicht dass sie überhaupt statthat.

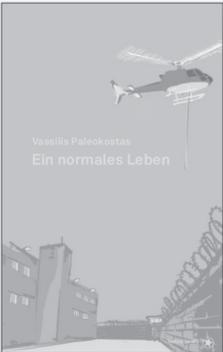
Die Norm der Normalität wird nicht denunziert, ihr soll vielmehr entsprochen werden dürfen. Die eigene Abwertung wird als Makel und Defizit empfunden, daher steht Aufwertung im Forderungskatalog. Dass Wertung und Verwertung, Wert und Werte grundsätzlich ein Problem sein könnten, wird als Erwägung nicht in Betracht gezogen. Männliche Typologien werden plagiiert, keineswegs destruiert. Sie werden nicht in Frage gestellt, lediglich ihrer Exklusivität gilt der Ein-

wand. Die diskriminierende Diskrepanz wird zum alles überragenden Problem, deren Aufhebung zum vorrangigen, ja oft einzigen Ziel. Benachteiligte wollen zu Beteiligten werden. Teilhaberin, ja Anteilhaberin, das ist es, was interessiert.

Dieser Ansatz ist an Immanenz kaum zu übertreffen. Inklusion wird eingefordert, keine Alternative vorgeschlagen. Bei aller Kritik der Herrschenden („Die da oben“), wird der herrschende Standpunkt keineswegs negiert, er soll partout eingenommen werden dürfen. Solch Emanzipation hat mit Transformation nichts zu tun, bestenfalls geht es um Gleichberechtigung. Um ein „Wir auch!“. Das Männliche wird so als Idealtypus betrachtet. Wer derlei Aktivitäten gar als Frauenbefreiung begreift, gibt zu verstehen, dass die Männer diesen Status bereits erreicht hätten, aber ihn akkurat nicht teilen wollen. Der Sockel wird nicht als Problem gesehen, sondern bloß, dass nur die Gockeln ein Anrecht haben, darauf zu stehen, nicht die Hennen. Alles wird einmal mehr zu einer Frage von Gleichheit und Gerechtigkeit, d.h. es wird bürgerlich aufgefasst und bürgerlich abgehandelt.

Informell und implizit

Der Stammtisch ist ein Hort des Zu-Kurz-Gedachten, er offenbart das Trottoir der Gefühle. Es regiert das Vorschnelle, Unbedachte, Eingeprägte, der unmittelbare Reflex, dem keine Reflexion vorangeht oder folgt. Man redet, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Zu loben ist allenfalls seine Inkonsequenz. Das Gerede der Knotzer bleibt meist folgenlos, freilich transformiert es in aller Regel das Unbehagen ins Ressentiment, kanalisiert



Vassilis Paleokostas

Ein normales Leben

Aus dem Griechischen.
Autobiografie | 354 Seiten
Hardcover | 19,00 €



Marlene Streeruwitz

Handbuch gegen den Krieg.

Essay | 104 Seiten
Hardcover | 29,00 €

bahoebooks.net **Das Signal unter den Geräuschen.**

Unwillen in Unmut. Der Stammtisch wird sich dessen, was er angreift, gar nicht bewusst. Dafür generiert er durch einen Schuss an Aggressivität auch immer einen Überschuss an Aversion. Trotzdem ist der Stammtisch weniger ein Ort der Aggression als dessen Vorort. Er stößt folglich nicht ins Zentrum vor, weder ideell und noch weniger reell. Eher funktioniert der Stammtisch wie ein Ventil. Er dosiert, hält den Verdross in Grenzen, weil er an vertrautem Platz geäußert werden kann. Entwicklung ist da keine auszumachen, er gleicht eher einem Fluss, der in sich selbst zurückfließt. Der Kleinheitswahn hat so seine inneren Schranken, allerdings ist er populistisch formbar und auch formierbar. Diese Kraft wächst dem Stammtisch indes von außen zu, ist keine innere Substanz, aber doch eine als akkumulierte Energie abrufbare Potenz.

Stammtische stehen zumeist nicht in Hinterzimmern, sie stehen in den Gaststätten an *gesondertem* aber nicht abgesondertem Platz. Was dort gesprochen wird, kann, ja soll auch über den Tisch hinweg gehört werden. Das Unter-Sich-Sein hat nichts Geheimnisvolles. „Wir haben nichts zu verbergen“, könnte ein Motto sein. Über den Stammtisch hinaus agieren die Beteiligten aber nicht als Gruppe. Sie sind kein Verein und auch keine Vereinsmeier. Deren Tische stehen auch eher in separierten Räumen. Am Stammtisch sitzt keine Masse, sondern bloß eine Gruppe mit begrenzter Teilnehmerzahl und Haftung. Die Größe des jeweiligen Tisches ist entscheidend. Stammtische sind auch nicht als Stammtische vernetzt. Für die Leute, die

da sitzen, behauptet der Begriff *Freunde* zu viel und der Begriff *Friends* zu wenig. Die Knotzer sind eher Kumpels, die sich kennen, bessere Bekannte, *Haaberer*.

Der Stammtisch ist halböffentlich und halbprivat. Diese hybride Zwischensphäre ist für dieses seltene Medium durchaus eine seiner Spezifitäten. Obwohl nicht wirklich öffentlich, stellt er doch seinen öffentlichen Anspruch zur Schau. Zumindest will er zur Kenntnis genommen werden, verlangt nach Aufmerksamkeit und erheischt Interesse. Er ist also nicht mit einem privaten Kellerstüberl zu verwechseln, er ist auch nicht klandestin oder konspirativ im eigentlichen Sinne, man möchte gesehen werden und auffallen, aber alles dosiert. Auch wenn blöd geredet wird, strebt er nicht die Weltherrschaft an, er ist eher provinziell als imperialistisch. Weitgehender Konsens besteht darin, dass die Anderen draußen bleiben sollen. Doch selbst die grassierende Ausländerfeindlichkeit ist mehr latent als potent. Ganz allgemein gilt: Er ist weniger ernst, als er redet. Darin liegt einer seiner Vorzüge, auch wenn die Teilnehmer wohl auf solch ein Kompliment dankend verzichten würden.

Der Stammtisch ist ein Ort konzentrierter Beschränktheit. Die lebt er intensiv auf halboffener Bühne aus. Kritik verträgt er jedoch nicht. Darauf reagiert er allergisch. Die ist überhaupt nicht sein Metier, geschweige denn seine Stärke. Die Leidenschaften des Stammtisches sind regressiv. Selbstvergessenheit mutiert zur Größe. Kleinheitswahn

Streifzüge TRAFO-Club

Wer regelmäßig was springen lassen will und kann und auch im Printbereich aus dem Vollen schöpfen möchte, die/den bitten wir in den TRA(ns)FO(rmations)club der *Streifzüge*.

Eine Mitgliedschaft kostet 144 Euro pro Jahr, zahlbar auf einmal, vierteljährlich oder monatlich, per Banküberweisung:

IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948

BIC: BAWAATWW

- Gratisbezug der *Streifzüge*
- Gratisbestellung von bis zu 10 Exemplaren der aktuellen Ausgabe
- Gratisnachbestellung aller alten Nummern (soweit vorhanden)
- Gratiszustellung ausgewählter Bücher und Broschüren, die von uns herausgegeben werden
- Sonderpreise für diverse Publikationen
- Einladungen zum Transformationsheurigen

Möchte eins aus dem Trafoclub (wieder) ausscheiden: Nichtzahlung reicht, dann verwandelt sich die Trafomitgliedschaft in ein Dreijahresabo.

versetzt sich in Größenwahn. Die Unzufriedenheit treibt den Stammtisch nie zu der Frage *Was ist?* oder gar *Was ist warum?*, z.B. *Warum kommen die?*, stattdessen bloß zu jener *Was ist los?*, *Was nervt?* oder *Wie stellen wir das ab?* Die Macher sind wahre Ausmacher. „Das darf doch nicht wahr sein!“ ist ein typischer wie bezeichnender Ausruf.

Der Stammtisch ist eine affirmative Instanz, die nie zufrieden ist. Er ist dagegen, weil er dafür ist. Das unterscheidet ihn grundsätzlich von der Kritik, die dagegen ist, weil sie dagegen ist. Der Stammtisch ist zufrieden und unzufrieden in einem. Zufrieden ist er, weil er sich seiner Gewissheiten sicher ist. Unzufrieden ist er, weil er feststellt, dass die Welt partout nicht so spurt und tickt, wie die Knotzer meinen, sie sich vorstellen zu müssen. Aus diesem Zwiespalt schöpft der Stammtisch seine Motivation. Energie entsteht durch wechselseitiges Aufladen der Teilnehmer. Man ist nicht allein sondern Teil, besser noch: geladenes Teilchen. Das fühlt sich auch besser an, mindert die persönliche Verlorenheit.

Der Stammtisch ist eine Instanz, aber keine Institution. Am Stammtisch sitzen gemeinhin meist Stammgäste. Zaungäste sind selten. Es herrscht eine geringe Fluktuation, die Zusammensetzung bleibt weitgehend konstant, weist nur eine zähe Dynamik auf. Termine werden nicht fixiert, sind aber relativ fix. Sie werden selten ausgemacht, sie ergeben sich. Man weiß Bescheid, ohne dass eine ausdrückliche Einladung erfolgt. Der Stammtisch offenbart sich als implizites und informelles Treffen, es wurde nicht verabredet, aber doch wissen alle, wann er zusammen tritt. „Bis zum nächsten Mal ...“ Sitzungen sind zwar nicht formell, sie folgen aber einem ritualisierten Programm. Sie kennen keine Tagesordnung und sie haben auch keine Regeln und Beschränkungen. Sie sind uferlos, aber sie kommen doch immer wieder auf dasselbe zu sprechen.

Es ist eine in sich geschlossene Gemeinschaft, was bedeutet: man kann nur dabei sein oder draußen sein. Vorbestimmung determiniert das Geschehen. Informell und implizit bedeutet weiters: Es werden keine Beschlüsse gefasst, keine Resolutionen erstellt, keine Verträge unterfertigt, ja nicht einmal Abmachungen getroffen, geschweige denn Verschwörungen angezettelt. Niemand wird sagen: „Das haben wir am Stammtisch ausgemacht.“ Solange die Stimmung so ist, bedarf es keiner Abstimmung. So sehr die Form frei erscheint, so sehr

sind ihre Inhalte verbindlich, will man dazugehören. Und es geht um Zugehörigkeit, die, nimmt man das „Zu“ weg zur Gehörigkeit wird und eliminiert man das „Ge“, schlussendlich nur noch als blanke Hörigkeit firmiert. Trotzdem ist der Stammtisch nicht per se faschistisch, auch wenn es dezidierte Nazi-Tische geben mag. Eins ist er freilich auch nicht: antifaschistisch.

Als Konventionsüberprüfungsstätten sind Stamm-tische Proberäume gegenseitiger Einstimmung. Es gilt diese bis hin zur Übereinstimmung zu steigern, aber auch wenn man gelegentlich scheitert, ist das kein Malheur. Kleinere Differenzen am Tisch sind symptomatisch, ohne sie würde Kommunikation erst gar nicht in die Gänge kommen. Der Stammtisch ist ein Komparativ des Gewöhnlichen. Die Getriebenen werden synchronisiert. Doch auch hier muss man wieder einschränken: Drill und Disziplin bestimmen die Verständigung keineswegs. Die Sozialisierung am Stammtisch verläuft meistens amikal, es herrscht weder strenge Zucht noch soldatische Pflicht. Man sitzt nicht stramm und man folgt auch keinen Befehlen. Gedacht wird autoritär, einander begegnet wird recht locker. Nicht *zum* Stammtisch wird gesprochen, sondern *am*. Die Beisitzer oder Knotzer reden miteinander. Sie lauschen (trotz mancher Unterschiede) nicht der Rede eines Vorsitzenden oder eines Vorbeters. Sie wollen bestätigt, nicht kommandiert werden. Die Hierarchie der Teilnehmer wird während jeder Séance noch zusätzlich eingeebnet. Soziales Gefälle wird kurzfristig sistiert, wobei größere Diskrepanzen sowieso eher selten anzutreffen sind.

Der Stammtisch wird also nicht einberufen. Man geht hin, wenn man will und man geht nach Hause, wenn man möchte. Und wenn man nicht oder nimmer will, geht man erst gar nicht hin. Das Herrschaftliche wird dort zwar nicht administriert, aber dem Herrschaftlichen wird folgenreich ministriert. Permanent. Zustimmung ergibt sich aus der informellen Geselligkeit, nicht aus einer formalisierten Struktur. Zweifellos fühlt man sich freier, da man die Zumutungen kaum spürt. Man ist sozusagen im Reservat. Aber deswegen ist die Kneipe, das Beisl, das Café nicht ein Prototyp oder gar die Vorwegnahme eines herrschaftsfreien Diskurses.

Franz Nahrada

Schluss mit der Geopolitik!

Der einzig vernünftige Schluss aus Krieg und Aufrüstung

Vor 2 Monaten schrieb ich in der Notiz „Make Vil-lages Not War“: „Die Zeit der Weltmächte, die sich in überreichlichem Maß Gewaltmittel verschafft und deren Einsatz auch schon durchgeplant und vorbereitet haben, um auf einer finalen Stufe als ‚Kollateralschaden‘ ihrer kriegerischen Kollision einen Großteil der Menschheit umzubringen und die Lebensbedingungen auf der Erde zu zerstören – eine ‚Eskalation‘, von der beide Seiten versichern, dass sie nie stattfinden darf und mit der genau so ständig gedroht wird – diese Zeit der Weltmächte müsste vielmehr raschest zu Ende gehen, bevor es endgültig zu spät ist. Weil es keine größere Gefahr für Natur und Mensch gibt als den Kampf der Imperien, ihre Ansprüche, ihre Geschäfts- und Gewaltmittel und ihre totale Rücksichtslosigkeit in ihrer wechselseitigen Konfrontation.“

Diese anscheinend voluntaristische Forderung, diese scheinbar unmögliche Idee, die auch den Gutwilligsten als weltfremder frommer Wunsch erscheinen mag, wird mit jedem Tag, der uns näher an die Eskalation der schrecklichen Ereignis-kette bringt, aktueller. Wer vor der Realität und den unfassbaren Konsequenzen des Krieges erschrickt und sein Denken nicht vollkommen dem Gelingen und dem Erfolg einer Seite der Kollision untergeordnet hat, der müsste den Zustand namens Geopolitik mitsamt seinen Wurzeln zum Teufel wünschen und sich fragen, wie wir ihn loswerden. Die Antwort ist so trivial wie banal: Die Welt muss grundsätzlich auf einem Miteinander statt einem Gegeneinander aufgebaut werden. Dafür existieren bereits jede Menge Keimformen. Der derzeit die Welt dominierende Nationalstaat – aufgebaut aus einer komplexen Synthese von Geschäft und Gewalt – ist dafür grundsätzlich ungeeignet. Das haben viele kritische Stimmen von

Leopold Kohr über Margaret Mead bis hin zu Christopher Alexander festgestellt und sich Gedanken darüber gemacht, was die Abschaffung des Nationalstaates bedeuten könnte. Wie klar steht uns momentan vor Augen, dass eine Welt in der die Geopolitik weiterhin den Ton angibt, unweigerlich aus den Fugen gerät! Man stelle sich nur kurz vor, was in unserer Zeit möglich geworden wäre, wenn etwa Großbritannien und Russland ihre jeweiligen imperialen Träume, die die einen zum Brexit und die anderen zur Invasion in die Ukraine getrieben haben, zugunsten einer Friedenszone von Lissabon bis Wladiwostok aufgegeben hätten, wovon wohl auch Michail Gorbatschow geträumt hat. Aber sie können anscheinend nicht anders, als die Welt als ein Problem gewaltsam herzustellender Ordnung zu betrachten.

Unlängst las ich ein übersetztes Zitat aus dem russischen Onlineportal *Meduza*: „In dieser Welt hat der Stärkere Recht und die Schwächeren haben keine andere Wahl, als dies zu akzeptieren. Es ist eine Welt mit Grenzen, Einflussphären und auf die Stärkung der Souveränität von Staaten gerichteten Zielen. Es gibt mächtige und unabhängige ‚Supermächte‘, es gibt gewöhnliche ‚Grossmächte‘, es gibt Regionalmächte, und dann gibt es die ‚normalen‘ Länder. Nationen schliessen sich zusammen, bilden Bündnisse, treten in Konflikte ein und schliessen Frieden miteinander. Die schwachen Staaten müssen die starken Staaten fürchten und können nur ein wenig Souveränität erwarten. Grössere und stärkere Staaten können sich dagegen mehr Souveränität leisten. Die grössten Staaten erhalten alle erdenkliche Souveränität und können die von ihnen aufgestellten Regeln aus eben dieser Souveränität auch missachten, sie

spielen das ‚grosse Spiel‘ und bewegen ihre Figuren auf dem ‚grossen Schachbrett‘. Diese Staaten haben ‚grosse Strategien‘ und ‚geostrategische Ziele‘, welche die ‚Weltordnung‘ bestimmen. Im Grund sind diese geopolitischen Ziele ident mit dem Zugriff auf und der Kontrolle der Nutzung der wirtschaftlichen Ressourcen anderer Länder, oder der Abwehr eines solchen Zugriffes. Neben diese Ressourcenkonkurrenz tritt freilich die Verhinderung des Großwerdens konkurrierender Mächte. Das heißt, Geopolitik bedeutet die beständige Subversion potentieller Gefährdungen und den Imperativ, jeden Fleck auf der Landkarte in Freund und Feind zu sortieren und gegebenenfalls dem eigenen Kontrollsystem zu unterwerfen. Im Zeitalter der globalen Vernetzung und der Digitalisierung verschärft sich dieser Imperativ.“

Ideologische Mobilmachung

Im ersten Monat des Krieges gab es noch die Hoffnung, dass die Katastrophe eines fortgesetzten und über die Grenzen der Ukraine hinaus eskalierenden Krieges abgewendet werden kann. Mittlerweile sind wir von unseren politischen, ökonomischen und kulturellen Eliten, von den Entscheidern und Meinungsbildnern schon längst von Zuschauern zur Kriegspartei gemacht worden, ohne dass das Für und Wider einer solchen existentiellen Entscheidung wirklich erwogen werden konnte oder sollte. Schon längst hat sich – unterstützt durch ein noch nie dagewesenes mediales Trommelfeuer – die Ansicht durchgesetzt, dass dem Krieg, der täglich mehr Opfer fordert, kein Einhalt zu gebieten ist, keine Verständigung auf einen Waffenstillstand möglich ist. Belege für die Intransigenz und Grausamkeit des erklärten Feindes werden en masse geliefert, ohne dass darüber noch wirklich gestritten oder wirklich nach Ursachen oder gar Auswegen gefragt werden darf. Der Sieg über Russland, der Zusammenbruch und die Kapitulation der zum Feind erklärten Großmacht ist spätestens einen Monat nach Kriegsbeginn offiziell zur aktuellen Hauptaufgabe der EU (in Übereinstimmung mit den USA und der NATO) erklärt worden, weswegen zunächst ein ökonomisches Kräftenessen der Fähigkeit zum Anrichten maximalen Schadens ansteht – sowie eine logistische Stärkung der Ukraine auch mit schweren Waffen. Die Logik des Krieges scheint sich zu verselbständigen in ein destruktives Wüten mit immer neuen Eskalationsschritten, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis die rote Linie zur direkten militärischen Auseinandersetzung oder gar zum nuklearen Schlagabtausch überschritten wird.

Dabei werden Sprachregelungen durchgesetzt, die jedes Aussteigen aus der Kriegslogik sabotieren. Mit der Titulierung als „Angriffskrieg“ wird nicht nur einfach das militärische Faktum benannt – Russland hat die Ukraine angegriffen –, sondern die moralische Verurteilung ist: Russland ist im Unrecht, weil es die bestehende = friedliche Ordnung gebrochen hat. So ist von vorneherein überhaupt nicht mehr von Interesse, welche Ziele Russland mit dem Angriff auf die Ukraine verfolgt, wie sich im Gegenzug die Ukraine dazu stellt und welche Gründe diese für den Krieg hat. Wir erinnern uns: ein Angriffskrieg der NATO wie in Jugoslawien war selbstverständlich ein „Verteidigungskrieg“ der Menschenrechte und der Verhinderung eines angeblichen geplanten Genozids willen. So spiegelbildlich geht Kriegsmoral.

Und weil es „unsere“ europäische Friedensordnung ist, die angegriffen wird, ist es „unser Krieg“ – und „wir“ werden zumindest schon mal ideell in die Pflicht genommen, alle Maßnahmen der Herrschenden zu unterstützen, die entscheiden, was opportun ist angesichts der jeweiligen Fortschritte und Erfordernisse des Kriegführens. Und Kritik ist überhaupt nur mehr zugelassen und opportun vom Standpunkt „Wird auch genug getan für den Sieg?“ – worauf sich die aufgehetzte Öffentlichkeit, gefangen im tödlichen Fehler, sich als Kriegspartei wahrzunehmen, sogar auf führende Politiker wie Scholz und Nehammer stürzt und ihnen Zaudern und mangelnde Entschlossenheit vorwirft. Das ist doch das Schöne an unserer Demokratie, dass man vom Standpunkt der definierten Staatsräson ganz subjektiv radikal werden darf, abweichende Meinungen als Gefährdung brandmarken und einen tagtäglichen Gesinnungstest im eigenen Umfeld, zum Beispiel in den sozialen Medien, durchführen darf! Und wenn da noch ein paar „Bedenkenträger“ sich zusammentun wie im Fall des Offenen Briefes in der *EMMA*, dann bildet sich spontan eine Meute vornehmlich unter intellektuellen Sorge- und Verantwortungsträgern, die auf die unbedingte Notwendigkeit der Siegeszuversicht pocht und jede Unterlassung dieser Parteinahme der Kollaboration mit dem Feind verdächtigt. Selbstverständlich dient die Lieferung schwerer Waffen in dieser Sichtweise dazu, dass weniger Menschen sterben und was der logischen Unsinnigkeiten noch sind. Gemeint ist: Es sterben dann mehr von denen, die es verdient haben, weil sie auf der falschen Seite stehen.

>>

Realität der Geopolitik

Es ist also längst beschlossene Sache, dass „wir“ als ideelle Parteigänger des Krieges selbst zum Monster werden müssen, um das Monster bekämpfen zu können, das doch seine Monstrosität allem Anschein nach erst wirklich dadurch entwickelt hat, dass die Führungsmacht des Westens über Jahrzehnte allen Ansuchen auf friedliche Kooperation und Integration auf gleicher Augenhöhe eine glatte Abfuhr erteilt hat, vielmehr eine strategische Bastion nach der anderen aufgebaut und die Abdankung der Reste einer ehemaligen Supermacht zur letztlich unvermeidbaren, kriegerisch zu lösenden Aufgabe erklärt hat. Ich kann mich noch gut an die Verlautbarungen der Wahlkämpferin Hillary Clinton aus dem Jahr 2017 erinnern, die schon damals diesen Krieg gegen Russland ganz offen auf die Tagesordnung gesetzt hat. Eben solche entschlossenen Absichten sind aus ukrainischen Führungskreisen von 2019 bekannt geworden. Was mich fassungslos macht, ist, wie sehr ein lauter und überwiegender Teil der Öffentlichkeit die Unverfrorenheit und Selbstverständlichkeit der vereinten westlichen Führungsriege mitmacht, mit der der Adressat dieser Feindschaftserklärung jetzt, da er – aus welchen Gründen auch immer – von sich aus zur offenen Konfrontation übergegangen ist, zum Alleinverantwortlichen der Situation gemacht wird („Putins Krieg“). Und dass so getan wird, als wäre jeder Dialog über eine alternative Entwicklung oder einen friedlichen Ausweg unmöglich geworden. Selbst ein Kissinger oder das Editorial Board der *New York Times* wirken da nur mehr wie Randfiguren, wenn sie noch über Kompromisse nachdenken. Die vergangenen Weltordnungskriege des Westens im Irak, Serbien, Afghanistan und Libyen werden hier eigentlich nur in all ihrer Brutalität und Sinnlosigkeit zurückgespiegelt: aber das heißt die Intransigenz und Entschlossenheit des Westens zur Beseitigung des Ärgernisses einer eigenständigen Gegen-Macht nur noch an. Wer die Kriege zu vergleichen oder gar – wie es wohl nahe liegt – in Bezug zueinander zu setzen wagt, der vergeht sich nicht nur am hohen Wert der Freiheit, sondern vor allem an der einmaligen und noch nie dagewesenen historischen „Gelegenheit, die es jetzt zu nutzen gilt“ – mitsamt dem Momentum der moralischen Wucht, die die täglich aufbereitete Brutalität des Krieges liefert.

Dabei darf die Heuchelei nicht fehlen, so zu tun, als ob es bei den Sanktionen und Waffenlieferungen und bei den zunehmenden Verlautbarungen, dass ein anderer als ein Siegfrieden nicht in Frage

kommt, um die Menschen in der Ukraine ginge. Im Gegenteil gehörte es zur Staatsräson der Ukraine in den letzten acht Jahren, sich dem Westen als williger Frontstaat anzubieten. Viele in der Ukraine mögen sich das Resultat anders vorgestellt haben, doch es geht auch in der Ukraine um nichts anderes als um die Osterweiterung des USA-EU-Imperiums – und zugleich um die langanhaltende Schwächung der Russischen Föderation, am besten um deren Zerschlagung. Und natürlich geht es auch um das alte britisch-amerikanische geopolitische Ziel, eine konkurrierende Großmacht im Eurasischen Raum – und damit ist hauptsächlich ein mögliches Zusammengehen der Europäischen Union mit Russland gemeint – gar nicht erst zuzulassen. Inwieweit hier nicht eine reale „Überdehnung“ des amerikanischen Hegemonieanspruches stattfindet, lasse ich mal dahingestellt. Jedenfalls ist es gelungen, die Welt in ein veritables „russisches Roulette“ hineinzuziehen und den Wahn eines abgestuften, aber nach oben offenen Krieges ohne Kompromisse gegen eine Atommacht in Europa weitgehend konsensfähig zu machen. In der Tat erschreckt die Gleichschaltung der Medien bis hin zur Zensur, mit der dieser Wahn befördert wird, und hinter der scheinbar spontanen Einigkeit im Westen erscheint eine ungeheure Macht der Konformitätserpressung, die gekoppelt ist mit immer weiter zunehmender wirtschaftlicher, politischer und letztlich auch kultureller Kolonisation. Züge, die man am Feind durchaus wahrzunehmen imstande ist, aber für sich selbst in Abrede stellt.

Freilich hat auch und gerade die Russische Föderation wie schon die zerfallene Sowjetunion auf nichts anderes als Geopolitik gesetzt. Das haben sie beide gemeinsam: dass die Existenz als Nationalstaat niemals friedlich verlaufen kann, sich immer einem negativen ausschließendem Verhältnis zur Welt verdankt. Wenn Souveräne Mittel und Ressourcen anderer Souveräne benutzen wollen, wachsen mitten im Frieden die Gründe des Krieges.

Hätte es Alternativen gegeben? Das immense Potential der Regionen im Sinn resilienter lokaler Ökonomien in diesem riesigen Land wurde auch in Sowjetzeiten nie entwickelt. Im Dialog mit russischen Freunden durfte ich einige der bahnbrechendsten Entwürfe für eine disurbanistische Konzeption des Lebensraumes – die „neue Theorie des Siedlungswesens“ (NER) – entdecken. Dort wurde genau jene umfassende Lokalisierung mit kühnen Ideen entworfen. Diskussionen darüber

wurden manchmal geführt, vergeblich, denn letztlich war das Resultat eben das, was wir heute sehen. An die Stelle der Potentiale von Miniaturisierung und lokalen Kreisläufen trat ein absurdes System von industriellen Monostädten und ein hierarchisches System der großräumigen Arbeitsteilung, aufbauend auf einem immensen Reichtum an Bodenschätzen, mit der Metropole Moskau im Mittelpunkt. Nach 1991 wurde die vorhandene extraktive Struktur und die darauf aufbauende Logistik verstärkt zum Mittel, mittels Exporten in den Westen die eigenen staatlichen Bedürfnisse zu decken. Und angesichts des Kriegs gibt es in Russland erst recht keine Wahrnehmung der Potentiale einer Entwicklung nach innen und der Schaffung von immer mehr dezentralen lokalen Kernen, sondern es herrscht die durchaus trügerische Hoffnung auf den großen Schwenk nach Osten – sprich China – beim Handel mit fossilen und anderen Ressourcen. Innere Diversität, kulturelle Autonomie, die Umgehung von Konflikten durch Intensivierung der Fokussierung auf lokale Aufbauarbeit passen nicht ins System. Und die Ankündigung Europas, sich vermehrt den erneuerbaren Ressourcen zuzuwenden, ist aus russischer Perspektive eine strategische Bedrohung. Eine Stärkung und Entwicklung nach Innen, ins Kleine, hat nicht stattfinden können, wo der Blick noch viel stärker als bei uns auf die Entfaltung der Globalen Städte und den Aufstieg Chinas gerichtet ist und das Heil in der Größe, der Bewahrung und Wiedergeburt der geopolitischen Bedeutung als Atommacht und Ressourcenmacht gesucht wird. In der Tat ist dieser „Ressourcenfluch“ und die ihm entsprechende Struktur der politischen und wirtschaftlichen Herrschaft die wahre Tragik Russlands. Aber eben auch der Grund, warum seit mehr als einem Jahrhundert der westliche Imperialismus in Russland den Kern einer einzudämmenden konkurrierenden Supermacht sieht. Paradox, dass die angelsächsische „Weltinsel“-Theorie („Wer Eurasien beherrscht, beherrscht die Welt“) von russischen Nationalisten wie Dugin als positiv zu erfüllende Aufgabe gesehen wird.

Das nächste Objekt der kriegerischen Konfrontation wird China sein, das aufgrund seiner wirtschaftlichen, politischen und militärischen Entwicklung schon längst der wahre geopolitische Konkurrent ist. Doch selbst wenn der Drache erledigt ist: Die Hohenpriester der amerikanischen Geopolitik wie George Friedman von Stratfor in seinem Buch „Die nächsten hundert Jahre“ versprechen uns keinen Frieden. Sie sehen lauter klei-

ne Keimformen von Mächtegern-Großmächten aufkommen, die mitspielen wollen auf dem „großen Schachbrett“ und schon wieder die nächsten Konflikte schüren. Mal Polen, mal die Türkei, immer wieder entstehen neue Schachfiguren, die es zu „handhaben“ gilt. Das ist die großartige Perspektive, mit der die Menschheit von den Geopolitikern beglückt wird.

Alternative zur Geopolitik

Ist es wirklich so schwer, auf diese Art von Zukunft zu pfeifen und das so Schwierige und doch so Plausible mit Leben zu füllen und zumindest mal die kühne Idee in die Welt zu setzen, der Geopolitik auf alle Zeit wirksam und radikal die Grundlage zu entziehen? Wenn wir den absehbaren großen Knall überleben – worauf wir anscheinend kaum einen Einfluss haben – dann gibt es nur mehr die Option des „Nie wieder“. Eine weltweite Allianz der Vernünftigen und Verantwortlichen müsste sich überall auf der Welt an die Entwicklung nach Innen machen, wie sie in den globalen Nachhaltigkeitszielen kodifiziert ist – indem sie die Welt in eine Struktur transformieren, die Autonomie und Zusammenarbeit auf Augenhöhe überhaupt erst möglich macht.

Die Welt ist reif für eine Welle der kooperativen Dezentralisierung, aufbauend auf „biomorphen“ Technologien, Verfahren, die nach dem Muster des natürlichen Lebens geformt und geprägt sind, und auf selbstbestimmte menschliche Gemeinschaften.

Zugegeben: Das klingt wie ein Stoßseufzer eines verzweifelten Intellektuellen, der meilenweit von der Realität entfernt Luftschlösser baut. Und doch sind einerseits alle Elemente einer solchen Struktur längst vorhanden, herangereift für einen kompletten Systemwechsel. Und andererseits brauchen wir eine umfassende Vision, um dem seit Jahrhunderten eingefahrenen System der Geopolitik überhaupt eine Absage erteilen zu können. Eine Vision die stark genug ist, um die Hoffnungen von bald zehn Milliarden Menschen zu berühren und zu transformieren. In der Tat: Die Welt ist reif für eine Welle der kooperativen Dezentralisierung, aufbauend auf „biomorphen“ Technologien, Verfahren, die nach dem Muster des natürlichen Lebens geformt und geprägt sind, und auf selbstbestimmte menschliche Gemeinschaften. Was mit der mikroelektronischen Revolution und der dezentralen Automation eingeleitet wurde, verbindet sich mit einer neuen Naturbeziehung, regenerativer Kreis-

aufwirtschaft, der Kraft von Sonne und Wind und vielen Faktoren mehr zur Basis einer neuen Produktions- und Lebensweise, die nicht mehr von externen Rohstoffen und Exporterlösen abhängig ist, sondern auf der Nutzung und Kombination lokaler Potentiale aufbaut. Diese Kombination verspricht, gepaart mit dem geballten Wissen der Welt und dem Erfindungsreichtum eines ganzen Planeten, tatsächlich eine Fülle, die sich die Logistik der Lieferketten weitgehend erspart, und die Potentiale der Nähe entdeckt und ausbaut. Auch wenn nicht im letzten Dorf Computerchips gefertigt werden können, so würde doch eine solche dezentralisierte Welt bewusst subsidiär so viele Fähigkeiten wie möglich in die kleinen, regionalen und lokalen Einheiten bringen. Und wo das größere Einheiten erfordert, würden sich diese zunehmend als ein Ineinander von aufeinander aufbauenden Schalen konstituieren, in denen jeweils ein Maximum an Autonomie und Autarkie, kultureller Differenzierung und räumlicher Miniaturisierung und Ausgewogenheit mit Landschaft und Natur bestimmend sind.

Unser Wissen über die selbsterstellende Kraft der Natur ermöglicht es uns immer mehr, uns an ihr und in ihr und mit ihr zu positionieren, wobei die Vielfalt unserer Möglichkeiten in eine Fülle verschiedenster Formen und Gestalten münden würde. Diese evolutionäre Vielfalt der lokalen Kulturen wäre eine ähnliche Quelle von Fortschritt und Lebensqualität, wie es die natürliche Biodiversität ist.

In der Tat ist eine solche postindustrielle kooperative Welt noch nirgends auch nur annähernd konsequent durchdacht worden. Wir können jedoch davon ausgehen, dass an die Stelle der Hierarchie von Zentren und Peripherien eine Art „Holarchie“ tritt, ein von den Zellen menschlichen Zusammenlebens ausgehender Prozess der Formung größerer Einheiten und Netze, von unten nach oben aufgebaut, mit „Globalen Dörfern“, also umfassend informierten lokalen Gemeinschaften als Zellen und Elementarform, die mit einem komplexen Geflecht aus sozialen, technologischen und natürlichen Beziehungsmustern miteinander verknüpft sind und auch Raum geben für nomadische und kosmopolitische Lebensformen. Autoren wie Ernest Callenbach („Ecotopia“), Hans Widmer („bolo'bolo“) und Alexander Baltosee („Jamilanda“) haben versucht – im durchaus luftigen Raum der literarischen Utopie – vorauszuahnen, welche enorme Potenz in dieser Entwicklung ins Kleine liegt.

Diese postindustrielle kooperative Welt ist in Keimformen bereits real gegenwärtig und deutet sich als säkulares Gegenmodell zur Geopolitik an – als diametral entgegengesetzte Logik, in der der Ausgleich, die Stärkung der Schwachen, ihre Einbeziehung in ein ständig sich intensivierendes Netzwerk der Wissenskoooperation und der Verfeinerung unserer Möglichkeiten die Gesundheit und Lebendigkeit auf diesem Planeten fördern. Das „Dorf“, in das wir überallhin auf dem Planeten zu-



Vermessung der Katastrophe

Rütteln uns Katastrophenphantasien wach? Oder führen sie in wellenförmige Erzählmuster und in eine Rückkehr zur Normalität?

Pandemie-Debatte

Beiräte und Autor*innen nehmen Stellung zu verschiedenen Fragen.

ISBN 978-3-85869-957-2, 240 Seiten, € 18.–

Jahresabonnement (2 Hefte) € 27.–

Förder-Abonnement (2 Hefte) € 100.–

Gönner*innen mindestens € 350.– pro Jahr

Info zu Abo und Heft: widerspruch.ch

rückkehren können, wenn wir erkennen, dass die derzeitigen Produktions- und Positionsschlachten vollkommen zerstörerisch und sinnlos geworden sind, ist keine Chimäre, wir sehen allererste Anzeichen davon in selbstbewussten Gemeinden, regionalen Kreislaufwirtschaften, in den sogenannten Fab Cities, die sich zum Ziel gesetzt haben, alle Produktion zu lokalisieren, in den Transition-Initiativen, in den Unternehmen, die sich in Richtung Gemeinwohl neu erfinden, in den sozialen Innovationen wie Soziokratie und Bürgerparlamenten und so weiter. Jeder noch so kleine Schritt, Menschen sinnstiftend an der Gestaltung ihrer Lebenswelt zu beteiligen, trägt in sich die Logik der Vernetzung von unten, der Erweckung von kommunaler und regionaler Intelligenz.

Ist es wirklich so schwierig, sich vorzustellen wie diese Logik, wenn sie einmal global an Fahrt gewinnt, dazu führt, dass unser „Dorf“ in Stadt und Land zunehmend eingebettet ist in die „lebenden Maschinen“ einer zweiten agrikulturnen Revolution, in Hydro- und Hortikulturen, in einen künstlichen Dschungel höchster biologischer Produktivität, in komplexe Permakulturen mit Mikroklimata, in denen wir mit und nach dem „Paradigma der Pflanze“ leben werden – sprich nicht mehr wildern und räubern müssen, sondern Meister der Metamorphosen lokaler Ressourcen werden, des Umformens und Wachsen-Lassens? Unser Zuhause würde zunehmend die wahre Nano-Fabrik, der wahre Mikro-Produktionsort, denn der Anteil der Hochtechnologie, die dafür in großstädtischen Zentren produziert werden muss, ginge mit der Steigerung der lokalen Komplexität und Wirksamkeit ständig zurück. Nach innen und nach außen würde unsere Lebenssphäre wirklich organisch werden.

Es ist ein viel tieferer Bruch, der sich hier andeutet, als bloß der von der feudalen zur kapitalistischen Epoche, denen beiden gemeinsam ist, dass es um Herrschaft geht, um Akkumulation von Ressourcen auf der einen und um Instrumentalisierung und Kontrolle von Menschen auf der anderen Seite. Der Unterschied einer formell demokratischen und einer autokratischen Herrschaft, der heute so gewaltig aufgebläht wird, um den laufenden Weltordnungskrieg zu rechtfertigen und ideologisch zu untermauern, erscheint in dieser Perspektive nahezu vernachlässigenswert. In jener Gegenvision ginge es allen unmittelbar darum, alle anderen zu stärken, weil ihre Tätigkeit das Netzwerk des Lebens und das globale Gehirn bereichert.

Die Zwiespältigkeit prägt zunehmend unser ganzes Leben: Das Alte will ja nicht einfach sterben, und das Neue hat noch keine Form gefunden. Wir erleben gerade überdeutlich, wie selbstherrlich und rücksichtslos auch und gerade demokratische Herrschaften über das Leben der ihnen Unterworfenen entscheiden, Überwachung und Kontrolle nicht zuletzt durch die neuen Möglichkeiten der elektronischen Netzwerke zunehmen, Verhaltenssteuerung und Manipulation zum Bestandteil unseres Alltags werden, selbstverständlich als Dienst am Menschen verbrämt. Das ist eine Entwicklung, die schon seit mindestens zwei Jahrzehnten vorbereitet, aber durch eine Serie von Schocks nun breit sichtbar wird. Gerade in der Corona-Pandemie feierten autoritäre Strukturmuster ihre Wiederauferstehung, und diese Tendenz setzt sich im laufenden Krieg fort, mit linker und grüner Begeleitmusik und zum Teil sogar Anleitung.

Es ist ein viel tieferer Bruch, der sich hier andeutet, als bloß der von der feudalen zur kapitalistischen Epoche, denen beiden gemeinsam ist, dass es um Herrschaft geht, um Akkumulation von Ressourcen auf der einen und um Instrumentalisierung und Kontrolle von Menschen auf der anderen Seite.

Parallel zu den oben beschriebenen ermächtigenden – und wenn man so will, demokratisierenden – Entwicklungen in den „Laboren der Zukunft“ gibt es also leider eine große und schleichende Re-Feudalisierung von Staat und Gesellschaft. Sie hat ihre Grundlage in der abnehmenden Rolle der Lohnarbeit, der Zerstörung der Mittelklassen, der Intensivierung der globalen Konkurrenz ums Schulden-machen-Können. Wo für die große Masse die Lebensgrundlagen schwinden, braucht es ein neues Regime anstatt des bisherigen „stummen ökonomischen Zwangs“ des gewohnten Kapitalismus. Das Durchregieren, die Person als Rädchen im Getriebe, die Top-Down-Anweisung, die statistische Illusion, die Konstruktion der Gefährder – sie feiern fröhliche Urständ und scheinen uns zurückzuwerfen in längst vergangen geglaubte Zeiten. „Die auf einfache lineare Lösungen eingeschworene Öffentlichkeit und politische Steuerung können kritische Gegenfragen nicht mehr sinnvoll integrieren. Dies aus einem simplen Grund: Die kritischen Fragen liegen so sehr auf der Hand und gefährden die neue Einfachheit deswegen so direkt, dass man zum kategorischen Ausschluss greifen muss.“ (M. Schrappe) Dabei sind

jede Menge Fragen z.B. angesichts des laufenden Krieges gerechtfertigt: Wieso wird jede Menge gesellschaftlicher Reichtum (noch dazu fiktiver, Schuldentitel ohne wirkliche Deckung) ins Feuer des Kriegsbrandes geworfen, wenn wir jetzt schon der zunehmenden Armut und sozioökonomischen Desintegration nicht mehr Herr werden? Wie soll sich das ausgehen, ein Vernichtungsfeldzug mit Siegfrieden und zugleich die Vermeidung der nuklearen Eskalation? Und steht die Uhr in Sachen Klimakatastrophe nicht gerade einige Sekunden vor 12? Wo diese Fragen machtvoll geächtet sind, blüht das Klima der geistigen Blockwarte.

Monoton wird von den sich refeudalisierenden Apparaten und Bürokratien und ihrer gewaltigen Predigerschar ein Ideologem wiedergekaut, dem entschieden widersprochen werden muss, nämlich dass es viel zu lange selbstverständlich war, dass Menschen nur ihre Freiheit gesehen hätten und nicht die Verpflichtungen, die sie hätten. Der Widerspruch, den es dagegen einzulegen gilt, ist erstens, dass in dieser Gegenüberstellung die Quelle

der Verpflichtung nur ex negativo gerechtfertigt wird – klar, es kann ja nicht immer jeder tun, was er will, oder? Also wird doch jeder einsehen, dass wir für die Ukraine zumindest frieren und auch den sonstigen Härten zunehmender Verarmung und Kontrolle unsere Zustimmung nicht verweigern können usw. Dieser eigentlich urfaschistische Topos, der in der staatlich gewährten Freiheit den Rechtsgrund für jedes Opfer der Bürger für den Staat sieht, ist noch aus einem anderen Grund zurückzuweisen: Aus was sonst heraus sollen wir unsere Welt eigentlich gestalten, wenn nicht aus unserer Freiheit? Wäre es nicht eher das: Aus freien Vereinbarungen, die wir selbst schaffen, verändern oder gegebenenfalls auch kündigen können, wenn wir unsere individuellen Freiheiten zu einem System der konkreten gemeinschaftlichen Freiheit verwoben haben?!

An dieser Selbstorganisationsfähigkeit, an diesen Commoning-Prozessen gilt es zu arbeiten, unterhalb des Getöses der Geopolitik, im Bewusstsein, dass es eine riesige Gemeinschaft all derer gibt, die an den Win-Win-Situationen gelebter globaler Solidarität arbeiten. Es gibt einfach den fundamentalen Gegensatz zwischen einer Wirtschaft und Politik, die extraktiv und ohne Rücksicht auf lokale Zusammenhänge und Potentiale ihr Recht auf Ressourcen geltend macht, gipfelnd in multinationalen Konzernen, kontinentalen und globalen Wirtschaftsräumen einerseits, und der Idee der Kreislaufwirtschaft andererseits, die notwendigerweise eine Priorität des Lokalen fördert, den Kommunen und Regionen, deren Lebensblut diese Kreisläufe sind, den Open-Source-Netzwerken, die Wissen teilen und fördern, und den Inseln der Regenerativität, die in diesen Netzwerken blühen und einander unterstützen! Lässt sich die Abscheu vor jeder Art von Geopolitik in einen Impuls verwandeln, der diese Gegendynamiken mit noch mehr Energie erfüllt? Und ist diese praktische Aussicht trotz tausender größtenteils unbeantworteter Detailfragen nicht zumindest ein Weg, als Theoretiker wahrhaftig zu bleiben, sich nicht den Kriegstrommeln zu akkomodieren und dennoch angesichts des scheinbaren Triumphes der Geopolitik nicht zu verzweifeln?



Ist das noch Zukunft oder werden da böse Träume schleichend Alltag?

IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER

Kritischer Kreis

Verein für gesellschaftliche Transformationskunde

Margaretenstraße 71-73/1/23, 1050 Wien

E-Mail: redaktion@streifzuege.org

DRUCK

H. Schmitz, Leystraße 43, 1200 Wien

Auflage: 1.000

COPYLEFT

Alle Artikel der Streifzüge unterliegen, sofern nicht anders gekennzeichnet, dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei verwendet, kopiert und weiterverbreitet werden unter Angabe von AutorIn, Titel und Quelle des Originals sowie Erhalt des Copylefts.

REDAKTION

Petra Ziegler, Maria Wölflingseder,

Martin Scheuringer, Franz Schandl,

Severin Heilmann, Lorenz Glatz

Covergestaltung und Layout: zetpe

TRANSFORMATIONS RAT

Christoph Adam (Santiago de Compostela),

Dieter Braeg (Salzburg), Dora de la Vega (Cordoba,

Argentinien), Hermann Engster (Göttingen), Lorenz

Glatz jr. (Wien), Marianne Gronemeyer (Friesenheim),

Peter Klein (Nürnberg), Paolo Lago (Verona), Neil

Larsen (Davis, USA), Massimo Maggini (Livorno),

Stefan Meretz (Berlin), Emmerich Nyikos (Mexiko-

City), Erich Ribolits (+), Gerburg Vermesy (+),

Ulrich Weiß (Berlin)

KONTO

Kritischer Kreis

IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948

BIC: BAWAATWW

OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent Eigentümer

der Streifzüge und an keinen anderen

Medienunternehmen beteiligt.

Grundlegende Richtung:

Kritik-Perspektive-Transformation

ABONNEMENTS

Aborichtpreise für 3 Hefte pro Jahr:

1 Jahr 25 Euro / 2 Jahre 45 Euro / 3 Jahre 63 Euro

Mitgliedschaft Trafoclub: 144 Euro/Jahr

Streifzüge-TRANSPONSORING

Ohne euch geht es nicht! Regelmäßige

Daueraufträge ab 10 Euro im Monat, im Vierteljahr,

im Halbjahr oder jährlich helfen uns weiter.

Infos, Bestellung, Anmeldung unter:

www.streifzuege.org/trans-trafo-abo

Probenummer gratis

Call for Papers: SORGEN

Sorge haben – Sorge tragen.

Wir würden vor die Hunde gehen, wenn sich niemand um uns kümmert. Das Marktsystem leistet das nur auf Umwegen und widerwillig, man denke nur an die fruchtlosen Diskussionen über die Pflege. Vom Pflegenotstand ist hier seit geraumer Zeit die Rede.

Eigentlich sollte die Sorge füreinander und das entsprechende Sorgen dafür eine Selbstverständlichkeit sein. Tatsächlich ist sie das nicht. Die Waren- und Geldmonade pflegt dies ganz anders zu halten, und wenn sie etwas braucht, muss das ökonomisch erst bewerkstelligt, sprich es muss finanziert werden. Fehlende „Vereinbarkeiten“ machen die Betreuung und Unterstützung unserer Nächsten zusätzlich zum Problem.

In der Nummer soll es natürlich um Care-Arbeit gehen, und warum es partout wieder „Arbeit“ sein muss, die hier zur gesellschaftlichen Verhandlung steht. Aber nicht ausschließlich der Begriff der Sorge resp. des Sorgens soll einer umfassenden Analyse unterzogen werden.

Wir tragen Verantwortung für unser Tun, aber auch für unsere Unterlassungen. Was bedeutet das in Bezug auf unsere menschliche und nicht-menschliche Umwelt, für künftige Generationen? Oder kann eins angesichts der derzeitigen Entwicklung nur noch kapitulieren?

Ansosten gilt: Alle Artikel, sofern sie uns gefallen, sind publizierbar.

Artikelvorschläge bitte ab sofort
an die Redaktion (redaktion@streifzuege.org)

Folgende Textsorten stehen zur Verfügung:

- + Glosse (bis 2.500 Zeichen)
- + Rezens eines Buches (bis 2000 Zeichen)
- + Aufriss (bis 4.000 Zeichen)
- + Essay (8.000 bis 14.000 Zeichen)
- + Abhandlung (bis 24.000 Zeichen Limit)

Genaue Modalitäten zu Textsorten und -länge siehe
unter www.streifzuege.org/hinweise-fuer-autorinnen

Die fertigen Aufsätze sind bis zum vereinbarten Termin,
aber spätestens bis **21. Oktober 2022** an uns zu senden.

Eine neue Epoche?!?

Lorenz Glatz

Von einer neuen Epoche schreibt und spricht die im Westen veröffentlichte Meinung, seit das russische Militär in die Ukraine einmarschiert ist. Dass hier ein Land überfallen wird, kann damit nicht wirklich gemeint sein. Das hat schließlich allein in den letzten dreißig Jahren die USA in Jugoslawien, Afghanistan, Irak, Libyen und Syrien auch getan. Neu (und brandgefährlich) ist eher das Kriegsziel, das man mit „Hilfe für die Ukraine“ erreichen will: dass nämlich die Atommacht Russland – so der EU-Ratspräsident – „besiegt werden muss“.

Russland ist seit dem Zerfall der UdSSR und dem Übergang von deren europäischen Verbündeten und baltischen Unionsrepubliken zur NATO am Abstieg. Die westlich finanzierte „Orange Revolution“ und schließlich der Maidan-Putsch gegen alles Russische in der Ukraine und die Aufrüstung von deren Streitkräften durch die NATO waren der nächste Schritt. Moskau, ökonomisch seinen Gegnern weit unterlegen, reagierte mit der militärischen Besetzung und dem Anschluss der Großteils von Russen bewohnten Krim sowie mit der Unterstützung von Aufständischen im Donbas.

Russland wird zusammen mit Belarus mit einem Beitritt der Ukraine und nunmehr auch Finnlands und Schwedens zur NATO einer geschlossenen Front von der Barentssee bis zum Schwarzen Meer gegenüberstehen, etwas, das umgekehrt die USA im ganzen Kontinent „zur Sicherheit“ nie geduldet hat (Monroe-Doktrin). Russland eifert dem nach Kräften nach. Auf die Weigerung der Ukraine, sich von der NATO fernzuhalten, folgte der Angriff und diesem wieder die kriegerischen Gegenmaßnahmen des Westens auf dem Rücken der Ukraine und mit Milliarden \$ und € Steuergeldern der EU- und NATO-Länder. „Der Krieg könnte noch Jahre dauern“, sagt der NATO-Generalsekretär.

Die EU habe „ein strategisches Interesse, beim Wiederaufbau der Ukraine eine führende Rolle zu übernehmen“, erläuterte die Präsidentin der EU-Kommission den Wunsch nach einem „Siegfrieden“ mit Russland samt üppigen Kapitalanlagemög-

lichkeiten. Das scheint umso attraktiver, als die reale Kapitalverwertung weltweit seit den Siebzigerjahren lahm und – mit einigen großen, schon bedrohlichen Einbrüchen – aus der Realwirtschaft in den Finanzsektor fiktiven Kapitals und zur „Gelddruckerei“ der Notenbanken verschoben wurde – ein Weg, der gerade zu steigender Inflation versumpft, in der auch das Geschäft mit „Green Deal“ und „Kampf gegen die Pandemie“ versinkt. Verschuldung und Raub für Rüstung und Krieg könnten ein letzter, zerstörerischer Umweg zum selben Ergebnis sein.

Und doch: Es ist nicht das Kriegsgeschrei des Westens, das die meisten Menschen beunruhigt. Sogar sonst durchaus gefügige Regierungen der Länder des Trikonts lassen USA, NATO, EU und noch ein paar Länder mit ihrer Politik der Sanktionen schlicht „angelehnt“. Sorgen macht den Milliarden im größten Teil der Welt die mit den Ökokrisen, Seuchen und Kriegen mehr denn je spürbare Abhängigkeit großer Teile ihres Lebens von der zusammenbrechenden Globalisierung, von der Agrar- und Chemieindustrie und der Politik des großen Gelds im globalen Norden.

Im Trikont gewinnt eine Autonomiebewegung der agrarischen Gemeinschaften und der in die Städte und deren Umgebung vertriebenen Menschen und ihre Bemühungen um ein Leben jenseits der und gegen die Kapitalverwertung an Stärke, Erfahrung und Qualität. Widerstand gegen Landraub und Kommerzialisierung steigt. Und selbst in den Ländern des „Zentrums“, deren Bewohner noch an der globalen Kapitalherrschaft ein Stück weit partizipieren, regt sich schon der Gedanke und die Praxis solidarischen Lebens und Wirtschaftens. Den Funktionären des Kapitals mag es in ihrer Blindheit genügen, dass sie die von ihnen „nebenbei“ organisierte Zerstörung unserer Lebenswelt in Krieg und Klimakatastrophe als letzte spüren mögen. Dass sich aber Menschen dagegen nicht nur in Theorie, sondern vor allem auch in freundlich-koperativer Praxis mit zäher List und Klugheit auflehnen, das könnte wirklich der Vorschein einer „neuen Epoche“ werden!